N12<528773295 021
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: **Asien.**

Siebentes Heft.

Ceylon und Hinterindien.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.

Gk I 150 b

I. Ceylon.

Unter all den einst in Märchenduft gehüllten Regionen des Ostens ist keine in so verschiedenen Ländern und Zeiten besungen worden wie Ceylon (Sihalam, die Löweninsel). Was hat man nicht im alten Griechenland wie in Rom und im späteren griechischen Kaiserreich, was nicht in China, Barma, Indien und Kaschmir, in Arabien und Persien davon zu erzählen gewußt, was haben nicht auch noch die französischen und italienischen Reisenden des Mittelalters und die ersten europäischen Seefahrer in jenen Gewässern Alles darüber gefabelt! „Die Glänzende" nannten die Brahmanen ihre Insel Lanka; als „die Perle an Indiens Stirne" wurde sie von den buddhistischen Dichtern gepriesen; den Chinesen schwebte sie als „das Land der Edelsteine" vor; die Griechen kannten das ferne Taprobane als die Heimat des Hyacinths und Rubins; die Begeisterung der Moslemen stempelte das schöne Serendib gar zu einem zweiten Eden, das Adam und Eva zum Trost für das verlorne Paradies als Wohnsitz angewiesen worden sei, und die vom Glanz seiner Juwelen geblendeten und mit kostbaren Spezereien beladenen portugiesischen Seefahrer rühmten bei ihrer Heimkehr den handgroßen Rubin, welchen der König von Ceylon besitze, und den balsamischen Duft der Gewürze, der von seinen Ufern stundenweit in die See hinausreiche.

In Wirklichkeit ist Ceylon, wie wir heute schon in der Schule lernen, eine 1160 Quadratmeilen große Insel im Südosten der vorderindischen Halbinsel und hat die Gestalt einer Birne mit nach Norden gekehrtem Stiel. Seinen granitnen Kern bildet das in der Südhälfte gelegene Hochland von Kandi, dessen Gipfel sich bis auf 2430 Meter über die Meeresfläche erheben. An dieses Gebirgsland schließt sich eine wellenförmige Hügellandschaft an, die sich nach Westen, Süden und Osten zu einem mehr oder weniger breiten niedern Küstensaum hinabsenkt. Nach Norden zu geht dagegen das kandische Gebirge allmählich in eine weitgestreckte Ebene über, deren äußerster Theil, von Korallen aufgebaut, durch vielverzweigte Lagunen in eine Gruppe

flacher Inseln aufgelöst wird, welche zusammen die Nordprovinz Jaffna bilden. Von den auf allen Seiten vom Hochland herniederrauschenden Flüssen hat die im Nordosten mündende Mahawali Ganga den längsten Lauf. Der größte und sicherste Hafen Ceylons und ganz Ostindiens ist Trinkomali an der Nordostküste, seiner Lage wegen viel besuchter ist aber Point de Galle an der Südwestspitze der Insel; 30 Stunden nördlich davon liegt an der Westküste die heutige Hauptstadt Kolombo.

Der Hauptreichthum Ceylons besteht längst nicht mehr in den Perlen, die man an seiner Westküste fischt, noch in den Juwelen, die man im Innern des Landes findet, sondern in seinen herrlichen Bäumen — den Palmen in der Ebene und dem Zimmt und Kaffee im Hügelland. Namentlich Kokospalmen gedeihen zu wunderbarer Kraft und Fruchtfülle; es sind ihrer weit über 20 Millionen auf der Insel, und das Oel allein, das man daraus gewinnt, trägt jährlich über 7,000,000 Mark ein. Die Zimmtkultur hat viel von ihrer früheren Wichtigkeit verloren, seit das gröbere und wohlfeilere Produkt des auf Sumatra wachsenden Cassiabaumes, dessen innere Rinde auch eine Art Zimmt liefert, im Handel gesuchter ist, als Ceylons feineres Erzeugniß; um so mehr hat sich aber dafür der Kaffeebau gehoben. Doch prangt nicht das ganze Land in der Fülle tropischer Vegetation, wie man es erwarten möchte, da die Insel doch von beiden Monsuns befeuchtet wird; im Innern der flachen Nordhälfte bringt vielmehr der dürre Sandboden ohne künstliche Bewässerung nur dorniges Gebüsch und Bäume von dünnem, spärlichem Wuchs, sowie Euphorbien und fleischige Strauchgewächse hervor, untermischt mit weiten Grasflächen. Das aber bleibt wahr: von welcher Seite her sich auch immer der Seefahrer Ceylons Gestaden nahen mag, ist er überwältigt von ihrer Lieblichkeit, so majestätisch thürmen sich die felsgekrönten Berge empor, so frühlingsgrün neigen sich die Ufer zu der gekräuselten Meeresflut nieder. Zudem ist es in unsern Tagen durch die allwöchentlich dahin abgehenden Dampfer ein leicht zu erreichendes, obschon kostspieliges Reiseziel, und wollen wir uns gar zu einer Fahrt in die hinterindischen Gewässer aufmachen, so liegt die schöne Insel so auf unserm Wege, daß eine Einkehr auf ihr sich reichlich lohnt. Da sie uns aber doch vorzugsweise als Missionsboden interessirt, suchen wir uns vor Allem ein wenig mit ihren Bewohnern bekannt zu machen; auf der Fahrt von Aden nach Galle haben wir Muße genug, einen Blick in deren Geschichte zu werfen.

1. Die Bevölkerung Ceylons und ihre Religionen.

Die Ureinwohner Ceylons gehörten denselben drawidischen Stämmen an, welche einst auch die ganze vorderindische Halbinsel inne hatten. Mitten in ihrer paradiesischen Natur waren sie Sklaven der Furcht vor unheimlichen Mächten der Finsterniß; die Einen huldigten den bösen Geistern (Jakschas), die Andern der giftigen Brillenschlange als dem Sinnbild der zerstörenden Gottheit (Nagas). Im 6. Jahrhundert v. Chr. kamen dann arische Ansiedler aus dem Norden, deren Führer Widschajo sich schnell einen großen Theil der Insel unterwarf und eine Dynastie gründete, welche 8 Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über Ceylon behauptete. Daß verschiedenen Gliedern dieses Königshauses gestattet wurde, an mehreren Punkten der Insel eigene kleine Reiche zu errichten, trug viel zur schnelleren Civilisation des Landes bei, wurde aber später der Anlaß zu Familienzwisten und Bürgerkriegen, und so auch wieder eine Ursache des Zerfalls.

Zwei Jahrhunderte lang waren die nordischen Eroberer nur mit der Einführung arischer Kultur beschäftigt gewesen, ohne sich um die Religion ihrer eingebornen Unterthanen zu kümmern, als aus dem Gangesthal Verkündiger der neuen Lehre anlangten, welche dort kurz nach Widschajos Auswanderung der edle Königssohn Gautama Sakja Muni verkündet hatte und deren Sittengesetz das Höchste ist, wozu das Heidenthum auf religiösem Gebiet sich aufgeschwungen hat. Seine Vorschriften entsprechen so ziemlich den auf der zweiten Gesetzestafel verzeichneten heiligen Geboten Gottes; die der ersten Tafel freilich fehlen, denn der Buddhismus kennt keinen Gott; was er Götter heißt, ist auch eine wechselnde Form des Daseins. Er findet: Alles ist eitel und die Welt ist voll Schmerz, der Folge von Lust und Verlangen. Also ist das Verlangen zu ertödten, so hört auch der Schmerz auf. Diese Welt ist so sehr vom Uebel, daß sie wieder vernichtet werden muß, damit das Böse aufgehoben werde. Durch ihre Verstrickung in die Welt erleiden die Seelen immer neue Schmerzen und sind immer neuen Wanderungen unterworfen, durch Thier-, Menschen-, Dämonen- und Götterleiber; darum ruft der Buddhismus jedem Menschen zu: Sorge für deine Seele, daß sie los werde von dieser Welt! Aus Erbarmen mit der verlorenen Menschheit ist Gautama Sakja Muni erschienen, um ihr den achtgliedrigen Weg zur Erlösung zu zeigen: rechte Lehre, richtige Gefühle, rechte Worte, Reinheit des Lebens, eine sündlose Beschäftigung, richtiges

Streben, stete Erinnerung, rechte Betrachtung und Ruhe. Gnade ist dem Buddhismus ein fremder Begriff, und ebenso in den älteren Schriften der Glaube; das Wissen (bôdhi) ist es, wodurch man zum Buddha wird oder ihm nachfolgt. Das verdienstliche Leben aber, ohne das Niemand zur Erlösung kommt, ist das buddhistische Mönchsthum, weil ja die Ehe neue Geburten verursacht, also kein Sichlosmachen von der Welt verräth. Eingeladen ist dazu jeder Mensch ohne Unterschied der Herkunft und des Geschlechts.

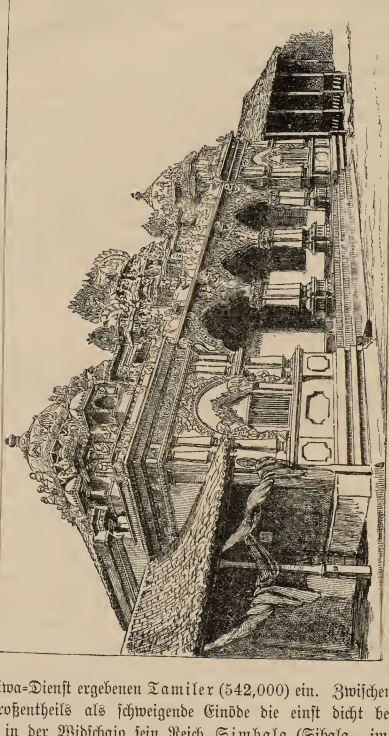
Gewiß ist es etwas Großes, wenn in einer heidnischen Religion alles bloß Nationale, Aeußerliche, Zufällige von dem höheren Gedanken der Menschlichkeit, der Tugend, des Wohlwollens beherrscht wird und ihre freiwilligen Boten in fremde Länder ausziehen, um den Weg zur Befreiung aus den Banden des Daseins zu lehren, weil sie kein andres Mittel zur ersehnten Befreiung aus der Verstrickung der Sinnlichkeit kennen. Und so hat es auch unter Buddhas näheren und ferneren Jüngern bis auf die Gegenwart herab Leute gegeben, die durch die Lauterkeit ihrer Gesinnung und den Ernst ihres sittlichen Strebens wohl manche Christen in den Schatten stellen. Ja, ist es nicht an sich schon eine für die Christenheit tief beschämende Thatsache, daß durch den Eifer seiner Jünger der Buddhismus seine friedlichen Eroberungen von Ceylon und dem indischen Archipel bis an die Grenze Sibiriens über ein volles Viertheil der Menschheit ausgedehnt hat?

In Ceylon war es Kaiser Asokas Sohn Mahendra und dessen Schwester Sanghamitta, welche den dortigen König Tissa (250—30 v. Chr.) für den Buddhismus gewannen. Hier und überhaupt in den südlichen buddhistischen Ländern wurde das auf den drei ersten buddhistischen Concilien gebrauchte Pali die heilige Sprache, während der nördliche Buddhismus seine Gottesdienste in Sanskrit hält. Wie jedoch zwischen der griechischen und lateinischen Kirche die Trennung nicht eine bloß sprachliche blieb, so gieng es auch mit den beiden Abtheilungen des Buddhismus. Die südlichen Buddhisten haben Gautamas Lehre reiner bewahrt, sind aber auch früher verknöchert; bei den nördlichen Buddhisten fand später noch eine manchfaltigere Entwicklung statt, aber es wurden desto mehr fremdartige Elemente aufgenommen. Von dem regierenden Königshause mächtig gefördert, schlug der Buddhismus bald Wurzel in Ceylon, wie auch ein von Sanghamitta mitgebrachter Zweig des heiligen Bodhi-Baumes (Ficus religiosa), unter welchem Gautama die Offenbarung erhalten hatte, die ihn zum Buddha dem „Erweckten“ machte, bei der damaligen

Hauptstadt Anuradhapura (a. 245 v. Chr.) gepflanzt, anwuchs und noch grünt. Ganz Ceylon bedeckte sich mit Klöstern, aus denen eine reiche buddhistische Literatur in der Pali-Sprache hervorgieng, sowie viele singalesische Schriften, worunter werthvolle Geschichtswerke und eine Anzahl Dichtungen, die sich durch ihren sittlichen Gehalt vor den schmutzigen Erzeugnissen des neueren Brahmanismus jedenfalls vortheilhaft auszeichnen. An Ceylons heilige Pali-Literatur schlossen sich als Länder des südlichen Buddhismus Barma und Siam, eine Zeitlang auch einige Inseln des indischen Archipels, namentlich Java, Bali und Sumatra an. Für Tausende von Pilgern aus diesen Ländern wurde Ceylon ein Wallfahrtsort, nachdem im J. 311 unsrer Zeitrechnung der linke Augzahn Gautamas als kostbare Reliquie vor den Verfolgungen der Brahmanen dahin geflüchtet worden war. Denn es bleibt einmal dabei: das arme Menschenherz braucht einen Gott, und so ist die Person Buddhas, der seinen Jüngern doch selbst nie mehr als ein menschliches Vorbild sein wollte, fast allenthalben, wo seine Lehre herrscht, zu einer Art Heiland gemacht worden. Damit hat sich sehr frühe schon ein abenteuerlicher Reliquiendienst verknüpft, während man in Ceylon in Stunden der Noth andrerseits auch die finstern Mächte noch durch Opfer und die alten wilden Teufelstänze zu versöhnen suchte.

Vom fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung an gesellte sich indeß dem einheimischen Dämonendienst und dem aus dem Gangesthal eingeführten Buddhismus noch eine dritte heidnische Religion bei. Tamil-Krieger kamen nämlich zuerst als Söldner der Könige von Ceylon, dann als Eroberer von der nahen Koromandel-Küste herüber und wurden im Norden der Insel endlich so übermächtig, daß die Könige von Ceylon ihre prächtige Hauptstadt räumten und sich weiter nach Süden zurückzogen. Anfangs begnügten sich die Tamiler, ihre Siwa-Tempel (S. 8) hart neben die buddhistischen Klöster zu bauen; später aber wurden ihre Feldzüge wirkliche Religionskriege gegen die Buddhisten, bis am Ende die beiden Religionen sich vielfach vermischen und vertragen lernten. So sind denn in Ceylon die drei mächtigsten Kräfte des Heidenthums wie in einem Brennpunkt vereinigt: das Brahmanenthum, das fast die ganze vorderindische Halbinsel unter seinem Joch von Stahl und Eisen gefangen hält; der Buddhismus, der fast ein Drittel der gesammten Menschheit auf seiner dürren Haide im Kreise herumführt; und der Teufelsdienst, der seine feurige Geisel über ganz Afrika und einen großen Theil von Asien schwingt. Die

dritthalb Millionen Seelen zählende Bevölkerung der Insel aber zerfällt nach Sprache und Religion in zwei Hauptklassen: den Süden nehmen die buddhistischen Singalesen (1,670,000), den Norden die



Siwa-Tempel auf Ceylon.

dem Siwa-Dienst ergebenen Tamiler (542,000) ein. Zwischen beiden liegt großentheils als schweigende Einöde die einst dicht bevölkerte Ebene, in der Widschajo sein Reich Simhala (Sihala, im Tamil Singala) gründete, von dessen Namen unser „Ceylon" (portug.

Ceilão) eine Verstümmlung ist. Großartige Trümmer von Prachtstädten und Riesentempeln zeugen hier noch von der vergangenen Herrlichkeit; eine dichte Decke breiter Lotusblätter bezeichnet die durch ihren Umfang staunenerregenden Teiche, welche zur Bewässerung der Reisfelder dienten; Fledermäuse und Schlangen hausen in den einsam dastehenden Felsen, welche mühevolle Steinarbeit und Baukunst in Heiligthümer verwandelt hatte. — Von aller Kultur unberührte Reste der Urbewohner Ceylons finden sich noch am Ost- und Südabhang

Ein Weda.

des kandischen Gebirgs in den Wedas (s. Abb.), einem harmlosen Jägervölkchen, das seine Hütten auf Bäumen erbaut und allen Fremden scheu ausweicht.

Wie hat sich nun aber das Christenthum den in Ceylon zum innigsten Bund vereinigten Kräften des Heidenthums gegenübergestellt? Ach leider! Jahrhunderte hindurch so entstellt und verkümmert, daß es den Heiden schwer werden mußte, etwas von seiner Gotteskraft zu spüren. Schon im 6ten Jahrhundert gab es auf der Insel christliche

Gemeinden, meist aus eingewanderten persischen Kaufleuten bestehend. Für die Bekehrung der Eingebornen freilich geschah damals wenig oder nichts, und so erlosch an Ceylons Gestaden das Christenthum wieder mit der Verdrängung der persischen Handelsleute durch die Araber. Von diesen (und Malayen) stammen wohl 170,000 Moslems ab. Als dann seit dem Jahr 1505 die Portugiesen sich an der Küste festsetzten, suchten sie zuerst das römisch-katholische Christenthum unter den Singalesen im Süden zu verbreiten, während ums Jahr 1545 der h. Franz Xavier im Norden unter den Tamilern am Golf von Manaar missionirte. Aus der Fischerkaste der Parawer fielen hier Viele dem Katholicismus zu, und obwohl Xavier selbst vom innern Stand seiner Bekehrten so unbefriedigt war, daß er sie wiederholt für die schlechtesten Leute erklärte, blieben sie doch auch unter blutigen Verfolgungen des Radscha von Jaffna und später unter den Bedrückungen der Holländer der katholischen Kirche treu. Massenhafte Uebertritte der Tamiler folgten, als (1617) die Portugiesen den Radscha von Jaffna verjagt, sein Land in Besitz genommen hatten und dasselbe nun ganz unter die Herrschaft der Kirche stellten. Freilich bequemten sich auch hier die Jesuiten durch glänzende Feste und Umzüge, theatralische Vorstellungen und dgl. so sehr der heidnischen Volkssitte an, daß man sich fragen konnte, ob die Tamiler zum Christenthum, oder die Jesuiten zum Hinduismus bekehrt worden seien.

Unter den Singalesen des Südens traten die katholischen Missionare der buddhistischen Fürsten von Kotta und Kandi wegen zuerst sehr leise auf; übrigens stießen sie hier nicht auf den Widerstand eifriger Götzendiener, sondern nur auf dieselbe stumpfe Gleichgiltigkeit, in welche die Bevölkerung auch ihrer eigenen Religion gegenüber versunken war, weil bei ihrem angeborenen Mangel an Energie die Kälte und Hoffnungslosigkeit der buddhistischen Lehre alle sittliche und geistige Spannkraft vollends gelähmt und ertödtet hatte. Als die Portugiesen ihre Herrschaft allmählich über die ganze Westküste ausdehnten, unterwarfen die Singalesen sich ihnen ebenso willenlos, wie sie einst das Joch der Arier auf sich genommen und sich dem Buddhismus anbequemt hatten. Nicht gezwungen, kaum aufgefordert, ließen sie sich ohne allen vorhergehenden Unterricht zu Tausenden taufen. Die Bedeutung dieser Handlung schien ihnen weit mehr politischer als religiöser Art zu sein, und zudem haben ja der Katholizismus und Buddhismus in ihrem Mönchswesen, sowie in ihrem Reliquien- und Bilderdienst eine auffallende Aehnlichkeit. Innerlich

aber blieb sowohl unter den katholischen Portugiesen als auch unter den sie verdrängenden reformirten Holländern bei den singalesischen Namenchristen Alles beim Alten.

Der Treulosigkeit und Arglist der Portugiesen wegen rief nämlich im J. 1636 der König von Kandi von der Koromandelküste herüber die Holländer zu Hilfe. Von christlichem Gerechtigkeitsgefühl sollte er dadurch jedoch abermals einen traurigen Begriff bekommen, denn statt die gemachten Eroberungen, wie es vertragsmäßig festgesetzt war, dem König zu überlassen, behielten die Holländer dieselben für sich und betrachteten sich als die rechtmäßigen Erben der Portugiesen. Eiligst sollte nun die reformirte Staatsreligion auf der Insel eingeführt werden. Strenge Maßregeln wurden vor Allem gegen die römischen Priester ergriffen, wiederholte Verordnungen zur Unterdrückung der katholischen Kirche erlassen, alle Kirchen der Provinz Jaffna in Besitz genommen und mit jeder eine Schule verbunden, dazu ein Seminar zur Bildung von eingebornen Lehrern und Katechisten eröffnet. Schon im J. 1663 waren in Jaffna 12,000 Kinder getauft; 18,000 befanden sich in den Schulen, und die Zahl derer, welche „christliche Männer und Frauen" geworden, belief sich auf 60,000; im J. 1688 aber berechnete man die Gesammtzahl der Getauften in Jaffna bereits auf 180,000. Freilich bediente sich selbst Philipp Baldäus, einer der ersten und eifrigsten der reformirten Geistlichen auf Ceylon, zur Predigt nur der holländischen und portugiesischen Sprache und bekannte ehrlich, die meisten der neuen Christen seien zwar wohl im Stande, über die 10 Gebote und andre Lehrpunkte verständig zu sprechen, halten aber doch viele heidnische Ansichten fest. — Um auch die minder zugänglichen Singalesen zur reformirten Lehre zu bekehren, wurde verordnet, daß kein Eingeborner den Rang eines Mudeliars (Häuptlings, S. 12), einen Landpacht oder irgend ein Regierungsamt erlangen könne, der nicht getauft und Mitglied der reformirten Kirche sei. Das wirkte. Alle, denen es um ein einträgliches Amt zu thun war, zauderten keinen Augenblick, sich auf den Glauben der Holländer taufen zu lassen; am Schluß des 17ten Jahrhunderts bekannten sich schon 300,000 Eingeborne dazu und die Zahl dieser „Regierungschristen" mehrte sich noch immer.

Während aber bei dem trocknen Lehrwesen und der strengen Zucht der reformirten Kirche Tamiler wie Singalesen nur durch Gewinn sich locken oder durch Strafandrohung schrecken ließen, hielten an der katholischen Kirche sehr Viele mit zäher Liebe fest. Von Kandi

aus, dessen König über die Treulosigkeit der Holländer empört, jetzt die katholischen Priester in Schutz nahm, kamen sie heimlich ins Niederland herab, besuchten die zerstreuten Gemeinden und verwalteten trotz aller Verbote der Holländer die Sakramente. Die Fortschritte der Katholiken einerseits, und andrerseits der geringe Erfolg der 1682 gegen die Teufelstänze und verschiedene götzendienerische Gebräuche

Ein singalesischer Mudeliar.

des Buddhismus erlassenen Gesetze scheinen in Holland endlich eine solche Verzweiflung an dem seitherigen Verfahren bewirkt zu haben, daß bedeutende Einschränkungen im reformirten Kirchen- und Schulwesen Ceylons gemacht wurden. Vergeblich verlangte der fromme Baron von Imhof, der 1736—40 Statthalter auf der Insel war, die Aussendung von mehr und tüchtigeren protestantischen

Missionaren, die in den Landessprachen predigen; im Jahr 1747 waren nur noch fünf reformirte Geistliche auf ganz Ceylon. Der 1740 in Kolombo eingetroffenen zwei Sendboten der Brüdergemeinde hatte man sich so schnell als möglich wieder zu entledigen gewußt; etwas später suchten und empfiengen dagegen die Holländer Hilfe von der dänischen Mission in Trankebar, wie denn auch Schwartz 1760 Ceylon besuchte und einen großen Theil des Jahres mit Predigen und Verwalten der Sakramente auf den Stationen umher zubrachte. Ein wirkliches Verdienst haben sich die Holländer um Ceylon jedenfalls durch die Abschaffung der Witwenverbrennungen und der Vielweiberei, sowie durch die Uebersetzung der h. Schrift erworben, und manche einzelne aufrichtige Jünger Christi sind gewiß durch ihren Dienst gewonnen worden.

Wie wenig aber das Christenthum noch in den Herzen der Masse Wurzel gefaßt hatte, sollte sich zeigen, als Ceylon 1795 von den Engländern besetzt, 1802 im Frieden von Amiens bleibend an sie abgetreten und 1815 durch die Eroberung Kandis die ganze Insel britischer Besitz wurde. Da war nämlich einer der ersten Schritte der englischen Regierung die Erklärung unumschränkter Religionsfreiheit für alle ihre Unterthanen. Nun kehrten, ehe man sichs versah, ganze Schaaren zum Heidenthum zurück, unter den Tamilern allein wuchs in 11 Jahren die Zahl der Götzentempel von 300 wieder auf 1200 an; die Zahl der Protestanten, die 1801 noch 342,000 Seelen betrug, sank bis 1810 auf 150,000 herab. Und auch für diese geschah von Seiten der Engländer zuerst so gut wie nichts, so daß täglich neue Rückfälle ins Heidenthum stattfanden und auch die Katholiken wieder beträchtliche Rückeroberungen machten (sie zählen jetzt 182,000 Seelen). Nun aber trat endlich die freie evangelische Missionsthätigkeit ein.

Die ersten evangelischen Missionare kamen im Jahr 1804 nach Ceylon. Es waren drei deutsche Sendboten der Londoner Gesellschaft, die in Jaffna, Galle und dem an der Südspitze der Insel gelegenen Matura ihre Arbeit begannen, aber so wenig auszurichten vermochten, daß nach 10jährigen vergeblichen Versuchen, Eingang in die Herzen zu finden, diese Mission wieder aufgehoben wurde. Schon zwei Jahre vor dem Rückzug der Londoner trafen jedoch englische Baptisten ein; ihnen folgten 1813 Bostoner Missionare, 1814 Methodisten und 1818 Sendboten der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Die britische Bibelgesellschaft und die amerikanische Trak-

tatgesellschaft reichten den Missionen die Hand; die Regierung half kräftig mit durch Unterstützung des Schulwesens, und seit 1845 Ceylon einen eigenen anglikanischen Bischof erhielt, entwickelt auch die Ausbreitungsgesellschaft eine rege Thätigkeit. Wie in Südindien, so sind es auch in Ceylon die Tamiler, welche bis jetzt die größte Empfänglichkeit für das Evangelium gezeigt haben. Der Mittelpunkt der Mission unter ihnen ist die von grünen Korallen-Eilanden umsäumte 15 Stunden lange und 4 Stunden breite Halbinsel Jaffna mit der gleichnamigen Hauptstadt. Einst eine arabische Kolonie, dann portugiesische Besitzung und noch später der Stolz der Holländer, ist sie mit ihren Reisfeldern und Kokosgärten noch immer lieblich anzusehen, obschon in etwas von ihrer früheren Blüte herabgesunken. Hier nun begannen 1814 zuerst Methodisten dem nach der holländischen Zeit wieder mächtig auflebenden Heidenthum mit der Predigt des Worts entgegenzutreten; viel tiefgreifender wurde aber seit 1816 die Thätigkeit der amerikanischen Mission, die ihre ganze Kraft in Ceylon auf diesen Einen Punkt concentrirte, wo auch der Hinduismus sein Hauptbollwerk hat. Nicht weniger als 550 Siwatempel erheben unter der 200,000 Seelen zählenden Bevölkerung des Distritts ihr Haupt und locken sie durch sinnbetäubende und alle Fleischeslüste nährende Götzenfeste in Satans Dienst. Ein Sturmlauf gegen diese Macht der Finsterniß war nicht möglich, aber geduldigen Schanzarbeitern und Minengräbern gleich begannen die ersten amerikanischen Sendboten mit der Eröffnung von Schulen und ärztlichen Dienstleistungen. In den letzteren zeichnete sich namentlich auch der treffliche Dr. Scudder aus. In zwei alten holländischen Kirchen, die ihnen sammt den dazu gehörigen Wohnhäusern in der Hafenstadt Battikotta und dem 4 Stunden davon entfernten Tillipalli überlassen wurden, eröffneten sie ihre Arbeit, bald kam dazu auch Uduville, wo sich ihnen die seitherige Wohnung eines alten Franciskaners auftbat. Noch mehrere Stationen erstanden, und auch auf ihnen wurden Schulen eröffnet, in denen bald ein fühlbares Wehen des h. Geistes begann. Es waren köstliche Zeiten, in denen wiederholt über die Schuljugend auf mehreren Stationen zumal ein solcher Geist des Gebets ausgegossen wurde, daß unter den jungen Seelen ein Schreien nach Gnade und Sündenvergebung erwachte und jedes Jahr eine schöne Anzahl von ihnen sich dem Herrn ganz zu eigen ergab. Im J. 1837 wurden 187 Missionsschulen von 7000 Schülern und Schülerinnen besucht; das Seminar zu Battikotta zählte 150, die

Mädchenanstalt in Uduville 98 Zöglinge, und die Missionare genoßen eine so allgemeine Achtung, daß es schien, der Sieg des Evangeliums im ganzen Bezirk sei nicht mehr ferne. Da brach über die Vereinigten Staaten eine Geldkrisis herein, über der plötzlich die Einnahmen der Mission versiegten. Weitaus die meisten Schulen mußten geschlossen, 5000 Schulkinder, ja sogar einige Zöglinge des Seminars entlassen werden. Die Heiden jubelten; vielen Christen aber entsank der Muth, gar mancher noch unbefestigte Jüngling ließ sich wieder vom Heidenthum umgarnen und wurde schlimmer als zuvor. Es war ein Schlag, von dem diese Mission sich nie mehr ganz erholt hat. Fast noch schmerzlicher war 1843 die Entdeckung, daß in dem Seminar von Battikotta der alte heidnische Sauerteig wieder so hervorbrach, daß 61 Zöglinge und mehrere eingeborne Lehrer wegen grober Vergehungen entlassen werden mußten. Das Messer der Zucht war aber heilsam, und nach Jahresfrist stand die Anstalt wieder so blühend da wie zuvor. Seither ist wohl von Zeit zu Zeit wieder ein neuer Lebenshauch über die in der Pflege der amerikanischen Mission stehenden Gemeinden hingegangen, aber durch Zuwachs aus den Heiden haben sie sich nur unbedeutend vermehrt. Die Neuigkeit des Evangeliums ist verschwunden; das protestantische Christenthum ist nun neben Romanismus, Hinduismus und Muhammedanismus als eine der Landesreligionen angesehen, erregt nur wenig Aufmerksamkeit und erfährt verhältnißmäßig wenig Widerspruch.

Mehr Zuwachs als die Amerikaner haben neuerlich die Methodisten gehabt, und den verhältnißmäßig größten die Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft, die 1818 ihre Arbeit in diesem Bezirk begannen, denn auf ihren drei Stationen Nellur, Tschandikally und Kopay hat sich in einem Jahrzehnt die Zahl der Gemeindeglieder fast verdoppelt. In Nellur, einem Hauptsitz des Hinduismus, wo viele Kupfer-, Gold- und Silberschmiede sich durch Anfertigung von Götzenbildern nähren, geschah es schon vor längerer Zeit, daß der Enkel des Oberpriesters in der Missionsschule innig mit der Bibel vertraut wurde und den Herrn Jesum lieb gewann. Umsonst warnte und drohte der Großvater; der Knabe ließ sich nicht irre machen an den Missionaren. Endlich wurde er in der Veranda angebunden (S. 16), um nicht mehr in die Schule und Kirche gehen zu können, er aber bat einen Vorübergehenden um einen Eisengriffel, schrieb damit auf ein Palmblatt ein paar Worte an seinen väterlichen Freund und ersuchte diesen um seine Verwendung. Der Missionar gieng

nun zu dem Alten und stellte ihm vor, wie unrecht es sei, die Gewissen zu binden; die Missionare werden gewiß Niemand nöthigen, ihren Glauben anzunehmen, aber auch die Brahmanen werden keinen Gewinn davon haben, wenn sie Jemand zum Götzendienst zwingen. Das schien dem Mann doch einigermaßen einzuleuchten, und er gab den Knaben wieder frei. — Das Seminar der kirchlichen Mission befindet sich in Tschandikally. An dem von Tamilern bewohnten Theil der Westküste hat endlich auch noch die Ausbreitungsgesellschaft zwei Stationen. Die vier genannten Gesellschaften zusammen zählten 1871 etwas über 1400 Abendmahlsgenossen und gegen 8000 Schulkinder.

Ein Missionsschüler in Nellur.

Viel gleichgiltiger als die Tamiler ließen zuerst die Singalesen das Evangelium an sich vorüber gehen, denn sie vorzüglich trifft das scharfe Urtheil eines ausgezeichneten englischen Staatsmannes: „Die Trägheit, der sich der Verstand der Bevölkerung Ceylons längst gefügt hat, ist eine eingewurzelte, erbliche, kaum überwindbare Gewohnheit geworden. Niedrige Schliche in ihrem Geldinteresse und schlaue Windungen, um Schutz zu erlangen, scheinen die höchsten Schwünge zu sein, deren ihr Geist noch fähig ist. Ihr Verstand, scharf und eindringend, so weit es ihren häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten gilt, scheint sogleich zusammenzusinken, wenn es sich

um höhere Dinge und tiefere Ideen handelt. Ueber den engen Kreis hinaus, auf den sie gewohnt sind ihre Gedanken zu beschränken, sind sie unbegreiflich stumpf, und mit Ausnahme der Stadtbewohner, die durch die Reibung mit Europäern etwas geschärft sind, scheint es bei ihnen unmöglich, auch nur der einfachsten Wahrheit Eingang zu verschaffen."

„Können diese Todtengebeine auch wieder leben?" mochte wohl fast verzagend zuweilen der eine oder andre der ersten Arbeiter fragen; daß aber das Wort Gottes, treu verkündet, noch immer eine Macht ist, die nicht leer zurückkommt, und daß der Fürst des Lebens sich auch unter den Singalesen seine Auserwählten sammelt, wird eine kurze Rundreise im Süden der Insel uns zeigen.

2. Wanderungen im singalesischen Süden.

Keiner, der im Hafen von Point de Galle zum ersten Mal eine Tropenlandschaft vor sich auftauchen sah, wird je diesen Anblick vergessen, denn er ist von geradezu überwältigender Schönheit, namentlich wenn, wie dieß häufig geschieht, der Dampfer gerade dort eintrifft, wenn das erste Morgenlicht Meer und Land mit zauberischer Farbenpracht übergießt. Die tiefblaue Meeresflut bricht sich an den festungsgekrönten Felsen am Eingang des Hafens, schlanke Kokospalmen beschatten den gelben Strand und neigen ihre Kronen anmuthig über den Meeresrand her; hinter dem blumenbesäeten Ufer steigen mit immergrünen Wäldern bedeckte Hügel an, überragt von entfernteren, purpurglänzenden Bergen und dem in Wolken gehüllten Adamspik, den Millionen Muhammedaner, Brahmanen und Buddhisten als Heiligthum verehren, und wohin sie zu der Fußspur Adams, Siwas oder Buddhas wallfahrten. Im Hafen aber liegen zuweilen 7 Dampfer zumal vor Anker, denn wie von uralter Zeit her in Point de Galle die von Osten und Westen kommenden Schiffe zusammentrafen, so ist er in unsern Tagen die Haltstation der zwischen Europa, Indien, China, Java, den Philippinen und Australien hin- und herfahrenden Dampfer. Unter den sonst noch im Hafen liegenden Schiffen gewahrst du die arabische Dhau, den malabarischen Patimar, die Dhonys von der Koromandelküste und die wunderlichen Boote der Malediven- und Lakediven-Insulaner. Als das seltsamste von Allem fallen dir aber sicher die singalesischen Doppelkähne auf, die von halbnackten Eingebornen gelenkt, pfeilschnell zwischen den fremden Fahrzeugen umherrudern und schöne, dir unbekannte Früchte und wunderlich gestaltete Fische zum Kauf anbieten.

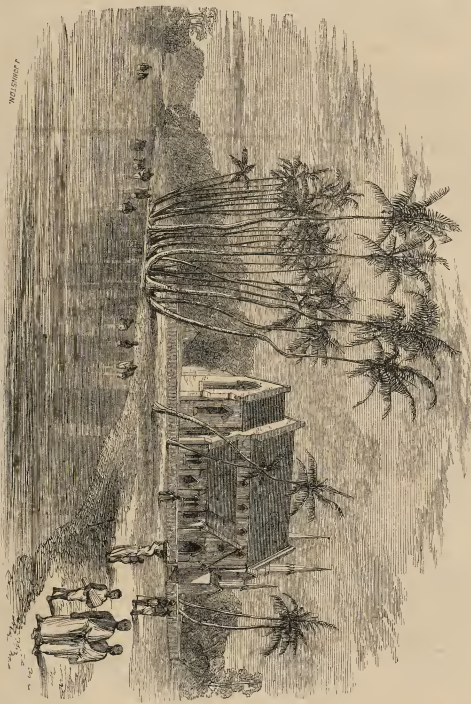
Am Landungsplatz umschweben dich wie Traumgestalten von großen Sonnenschirmen beschützte Europäer im weißen Morgenanzug Mauren, Malabaren und Malaien, Chinesen, Kaffern und Parsis, buddhistische Priester im gelben Gewande, eingeborne Beamte in ihren

Singalesen.

reichen Uniformen mit juwelenbesetzten Knöpfen, gesticktem Gürtel und prächtigem Schwert. Weniger geschmückten Eingebornen gibt ihr langes, auf dem Scheitel in einen Knoten zusammengebundenes Haar, ihr zarter Gliederbau, der häufige Mangel an Bartwuchs, das Tragen

von Ohrringen und ein rockartig um die Lenden gewundenes Tuch ein weibisches Aussehen (S. 18).

Eine Stunde von Galle hat auf dem herrlichen Aussichtspunkt



Missionskapelle in Galle.

Buona Vista die Ausbreitungsgesellschaft eine Waisenschule für Mädchen, und weiter unten an dem schönen Hügel eine Knabenschule errichtet, die zugleich als Kirche dient (s. Abb.). Einen lieblicheren

Wohnsitz als jene Waisenmädchen hat wohl kein Königskind in der Welt. Tief unter sich sehen sie den Hafen und das Fort von Galle und bewundern die vielen Schiffe, die an Festtagen in einem Uebermaß von Flaggen prangen. Auf ihrem Hügel aber können sie im Schatten majestätischer Bäume lustwandeln, und Nachts bekommen sie noch eine wundersame Beleuchtung derselben dazu. Dann ists, als wären den Sternen Flügel gewachsen, indem Hunderte von Leuchtkäfern sich in heiterm Tanz um die Wipfel her tummeln.

In Galle selbst arbeitet ein wesleyanischer Missionar und ebenso in dem 7 Stunden östlicheren Matura am südlichsten Punkte der Insel, wo neben den Methodisten jetzt auch die Ausbreitungsgesellschaft wirkt. Als ein gutes Zeichen darf es wohl betrachtet werden, daß die Feindschaft der Buddhisten der ganzen Südküste entlang neuerlich im Steigen ist, nachdem die Priester sich ein Menschenalter hindurch wenig um das Christenthum bekümmert hatten. Statt der stumpfen Gleichgiltigkeit früherer Tage ist nun ein Geisterkampf entbrannt, über dem doch Manche zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Viele Zuhörer finden sich zuweilen ein, um die gelehrtesten Priester mit den Christen streiten zu hören, ob es einen persönlichen Gott gebe und wie man sich ihn zu denken habe, und am Schlusse geben doch die Meisten zu, daß beim Christenthum eher die Wahrheit zu finden sei als bei ihren Priestern. Dann und wann erhält aber auch einer dieser letzteren einen Pfeil ins Herz. So kam z. B. einmal ein Buddhistenpriester zu einem Missionar und ließ sich aus Röm. 2, 15 erklären, was es mit dem ins Herz geschriebenen Gesetz für eine Bewandtniß habe. Er gab zu, daß wenn er etwas unrechtes thue, eine innre Stimme ihn verklage und demüthige. Er fand auch, daß das Gewissen etwas Gutes sei und nicht von ihm selbst herkomme. Sollte es am Ende von Gott sein? Aber es gibt ja keinen Gott! — Er gieng fort, besann sich und kam nach etlichen Tagen wieder um zu fragen: „Gibt es bei euch ein Mittel, das Gewissen zu stillen? Wir haben im Buddhismus nichts wie Sündenvergebung.“ Jetzt hörte er nachdenklich an, was Gott durch Christum gethan habe; sein Gesicht wurde immer heller, dann sprang er auf und sagte: „Von heute an bin ich ein Christ; bete für mich.“ Alsbald fieng er auch an, sich um die Bekehrung seiner Gattin zu bemühen und Andern das Evangelium anzupreisen.

Eine Landstraße von unvergleichlicher Schönheit führt von Galle nach Kolombo, dem nächsten Ziel unsrer Wanderungen. Sie ist

buchstäblich eine 30 Stunden lange Palmenallee, untermischt mit niedrigeren Schattenbäumen, in denen eine Menge des reizendsten Laubwerks sich mischt, wie keine Phantasie sichs malen kann (s. Abb.). Der schwarze und der Betelpfeffer klimmen die schlanken Stämme der

Auf dem Weg nach Kolombo.

Areka- und Kokospalmen hinan, und Schlingpflanzen aller Art flechten ihre Blumengewinde von Baum zu Baum. Buntgefiederte Vögel schwingen sich durch die Luft; prächtige Schmetterlinge flattern über dem dichten Laubwerk hin; metallglänzende Käfer leuchten auf den

Blättern; hellgrüne Eidechsen huschen über die Raine und an den Bäumen hinauf. Wo das dichte Grün einen Ausblick in die Ferne gestattet, ist er nach beiden Seiten hin gleich großartig. Zur Rechten ziehen sich, so weit das Auge reicht, die purpurnen Gebirgsregionen Kandis hin, überragt von dem geheimnißvoll verschleierten Adamspik. Zur Linken glänzt, mit Felseninseln überäet, die blaue, selbst beim ruhigsten Wetter silberschäumende See; dann und wann bilden kühne Felsvorsprünge schützende Buchten für die Boote der vom Morgen bis zum Abend geschäftigen Fischer. Unter dem Schatten der üppigen Baumgruppen liegen die weißen Hütten der Eingebornen versteckt, jede von ihrem Gärtlein von Kokospalmen und Bananen umgeben.

Sein von den Voreltern ererbter Kokosgarten ist das köstlichste Besitzthum eines Singalesen, und ein recht anschauliches Bild von allem, wozu dieser segenspendende Baum dient, gewährt der Weg von Galle nach Kolombo. Aus dem Holz der Kokospalme sind die Häuser gezimmert, mit ihren zusammengeflochtenen Blättern die Dächer gedeckt und die Gärten umzäunt. Das weiße Fleisch der um die Wohnungen her reifenden Früchte siehst Du etwa Frauen zu einem Pulver schaben, aus dem sie den milchigen Saft gewinnen, welcher die feinste Zuthat des von ihnen bereiteten Karri's bildet. In Gruben am Weg sind die Schalen der Nüsse aufgehäuft, damit deren Fasern sich durch Zersetzung der sie verbindenden klebrigen Substanz von einander ablösen und zu Seilen gedreht werden können. Das Fleisch wird in der Sonne getrocknet, ehe man das Oel daraus preßt; und um den aus den durchschnittenen Blütenscheiden träufelnden Saft zu gewinnen, der verhärtet zu Zucker wird, sind Gefäße an den Bäumen befestigt, die zu leeren Du behende Männer an den schlanken Stämmen hinaufklettern siehst.

Fünf Stunden nördlich von Galle betreten wir in Baddagama eine der ältesten Stationen der kirchlichen Mission auf Ceylon. Obwohl hier schon seit 200 Jahren Europäer wohnten, zeichneten sich die Eingebornen doch durch zähes Festhalten am heidnischen Aberglauben aus. Hier wurde 1824 auf hartem Felsgrund die erste ausschließlich für Singalesen bestimmte anglikanische Kirche auf der Insel gebaut und von Bischof Heber aus Kalkutta eingeweiht. Die Missionare übernahmen neben ihren eigenen Schulen auch die der Regierung, aber mit den Bekehrungen gieng es langsam und spärlich voran. Doch sind jetzt 4 Küstenorte als Nebenstationen mit Baddagama verbunden. Ueberaus anregend wirkte hier, wie auf vielen andern Missions-

stationen Ceylons im J. 1870 der Besuch des amerikanischen Predigers Taylor, der, nachdem er in seinem Vaterlande lange Jahre unter

Buddhagama.

Gottes Segen gepredigt hatte, sich bewogen fand, auch in andern Welttheilen von seinem Herrn zu zeugen, vor Denen, die Englisch verstehen in englischer Sprache, durch einen Dolmetscher aber auch vor

Christen und Heiden der verschiedensten Zungen. Er hatte das bereits in Westindien, Südafrika, Australien und Tasmanien gethan, als er auch nach Ceylon kam und dort in Begleitung eines Seminaristen aus Galle im leichten zweirädrigen Ochsenkarren seine Reisen be-

Der amerikanische Reiseprediger Taylor.

gann (s. Abb.). Bereit, allerlei Kirchengemeinschaften mit seiner Gabe zu dienen, redete er heute in einer Schule, morgen in einer Kirche, dazwischen auch auf dem Marktplatz, und zwar immer nur von der Hauptsache, von Buße und Glauben. Ueber diesen Gast nun schrieb der anglikanische Miss. Allcock: „Wir haben in Baddagama

die Gewohnheit, daß wir Alle einmal im Jahr zu gemeinsamer Erbauung zusammen kommen. Im letzten September führte uns Gott zu diesem Fest den guten amerikanischen Bruder zu, der kräftig und erfolgreich mit uns gearbeitet hat. Viele gleichgiltige Christen und Buddhisten wurden bekehrt und viele der besseren empfiengen Licht und Trost. Ich habe noch nie solch ein Werk des Geistes gesehen. Gar manche Kinder wurden ins Herz getroffen und wandten sich Jesu zu, und einige dieser Kleinen durften ihre alten Eltern noch Christo zuführen. Ein Greis und seine Gattin, die beide schon Jahre lang der Wahrheit widerstanden hatten, wurden durch die Thränen und Bitten ihres Töchterleins überwunden. So hatten wir auch unsern Krieg und unsre Schlachten, aber ohne Blut, in Friede und Freude des h. Geistes."

Auf der ganzen weiteren Strecke bis Kolombo folgen nun verschiedene Missionskreise der Methodisten, theilweise auch der Ausbreitungsgesellschaft, je mit vielen Ortschaften, in welchen eingeborne Lehrer arbeiten. Wir kehren aber erst in einer der letzten dieser Stationen, dem nur noch 4 Stunden von Kolombo entfernten Morottu ein, wo 1860 ein singalesischer Christ um 100,000 Mark eine Kirche erbaute und dem anglikanischen Bischof schenkte. Schon vor der Ausbreitungsgesellschaft hatten hier die Methodisten eine lieblich heranblühende Gemeinde, die 22 Jahre lang von einem ihrer ersten eingebornen Arbeiter, Peter de Zylva (S. 26), bedient und von 12 Gliedern auf 312 gebracht wurde, nicht gerechnet die selig Entschlafenen oder die auf andere Plätze Gezogenen.

Dieser Peter de Zylva, trotz seines portugiesischen Namens ein echter Singalese, war der Sohn von Namenchristen, von denen er aber wenig wahres Christenthum lernen konnte. Acht Jahre alt, kam er zu einem Onkel nach Negombo, der nördlichsten, 12 Stunden von Kolombo entfernten Station der Wesleyaner. Dort besuchte er fleißig die kürzlich von ihnen eröffnete Missionsschule und wurde so vom Evangelium ergriffen, daß er schon im zwölften Jahr um Zulassung zum h. Abendmahl bat. Er lernte weiter und durfte noch die Kostschule in Kolombo besuchen, ehe sie durch die Erkrankung des Lehrers eingieng. Hier erst wurde etwas Ganzes aus ihm. Bisher war der gute Jüngling einmal voll Feuereifers gewesen, und dann wieder kalt, so daß er Bibel und Gebet vergaß. Aber dort in der Klasse der Jünglinge von Kolombo überfiel ihn Schmerz und Schrecken wegen seiner Sünden. Eines Mittags warf er sich auf die Kniee,

Gottes Vergebung zu suchen, und stand nicht auf, bis ihm Friede geschenkt war. Nun bekamens auch Andre zu fühlen, daß sein Friede keine Einbildung war. Er wurde zuerst mit der Schulaufsicht betraut, bald aber zum Hilfsmissionar ernannt. Als solcher hat er 40 Jahre

Peter de Zylva.

lang der Kirche Christi treu gedient und allerlei beladene und verirrte Seelen dem guten Hirten zugeführt. Nur Ein solches Beispiel.

Eines Tages erhielt De Zylva von befreundeter Seite einen Wink, doch ein Haus zu besuchen, in dem ein Mädchen toll geworden

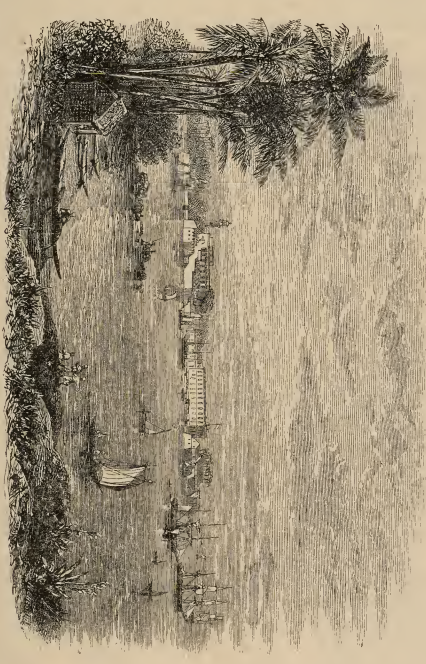
sei. Er gieng hin, wurde freundlich empfangen und fand da ein Mädchen, das ihr Köpflein traurig auf die Hand stützte. Eine Weile sah sie ihn stumm an, dann rief sie: „Meine Krankheit! meine Krankheit!“ Lange suchte er vergeblich, sie über die Art ihres Leidens herauszulocken, bis sie endlich in großer Aufregung schrie: „Ich bin eine arge Sünderin. Ich habe Jahre lang Götzen gedient, und jetzt hat mich der Teufel in seiner Gewalt. Kann ich noch gerettet werden?“ Zylva sagte ihr vom Heiland und schlug ihr vor, mit ihr zu beten. Ungefragt kniete die ganze Familie mit den Beiden nieder, und als sie aufstanden, sagte die Kleine ganz fröhlich: „Ich wußte, daß Gebet mich heilen würde. Also brauchst du nicht mehr nach dem Teufelstänzer zu schicken, liebe Mutter.“ Nun kam heraus, daß die Leute sogenannte Christen waren, aber so oft ihr Töchterlein von ihren Sünden sprach, sie für wahnsinnig hielten und durch den Teufelspriester und das Umhängen von Zaubersprüchen und Amuletten zu heilen suchten. Die Mutter that zuerst äußerst unschuldig, dann aber wurde sie verblüfft und suchte sich mit der Ausflucht zu helfen: „Das Mädchen schwatzt Unsinn, Herr. Denken Sie doch, wie toll! Da sitzt sie und weint und will nicht arbeiten.“ Das Töchterlein jedoch erklärte: „Ja, gestern war Sonntag, da wollte ich nicht arbeiten und las im Testament. Ich wünschte auch in die Kirche zu gehen, aber man ließ mich nicht aus dem Hause.“ Da gabs denn viel zu reden, bis de Zylva mit einem Gebet schloß. Nach drei Tagen kam er wieder. Nun war die Mutter voll Freude: „Jetzt erst verstehe ich, was es mit dem Kinde ist. Ich meinte immer, die Kirche sei recht und Buddha sei auch recht, und habe ihm wieder und wieder Opfer gebracht.“ Am nächsten Sonntag gieng sie mit ihrem Töchterlein zur Kirche und legte da den Schatz, den sie schon wieder für Buddha gesammelt hatte, in die Opferbüchse. Es war das erste Mal, daß sie für Christum etwas gab. Seither ist die Tochter ein fröhliches Kind Gottes. Ihre Mutter, ihre Schwestern und andre Verwandte, 14 an der Zahl, sind ihr im Glauben nachgefolgt und haben in Leid und Freud nur Einen Gott und Heiland.

Der Einstand der ersten wesleyanischen Missionare in Ceylon war überaus ernst. Mit ihrem ehrwürdigen Führer, Dr. Coke, dem Gründer der methodistischen Heidenmission, waren sie ausgezogen, am Morgen des 3. Mai 1814 aber hatten sie ihn mit gefalteten Händen todt auf dem Boden seiner Kabine gefunden, und seine irdische Hülle war in die Tiefe des Meeres versenkt worden. Sie selbst kamen ohne

alle Hilfsmittel in Ceylon an, wo die Behörden sich ihrer jedoch freundlich annahmen und ihnen Regierungsschulen anvertrauten, bis sie ihre Missionszwecke verfolgen konnten. Wohl hat ihnen über der langen, fast fruchtlos scheinenden Arbeit des Säens die Geduld manchmal ausgehen, der Glaube sinken wollen, aber endlich kamen doch auch Tage der Ernte. Jetzt ziehen sich ihre singalesischen Stationen nicht nur längs der West- und Südküste von Negombo bis nach Matura hin, sondern sie arbeiten auch im Hochland von Kandi und haben auf ihrer an der Ostküste gelegenen Station Battikalao sogar einige Erstlinge der Wedas gesammelt. Ueber die westlichen Stationen aber schrieb vor etlichen Jahren Miss. Killer nach einer Visitationsreise: „Gewiß ist doch, daß bedeutende Schaaren von Singalesen innerlich vom Christenthum ergriffen sind. Es gibt ganze Dörfer, in welchen die vorherrschende Stimmung eine christliche genannt werden darf. Die Leute merken auch, daß die Sache die ihrige und nicht die unsrige ist, und bringen willig Opfer. Unsre eingebornen Prediger sind etwas und können etwas. Einige sind gründliche Gelehrte, andre kräftige Wegebahner und Pflanzer, wieder andre unermüdliche Begießer. Nun erst merke ich, wie sehr sich unser Werk ausdehnen ließe, aber das erste Erforderniß ist wohl eine höhere Schule. Da hat nun ein hochgebildeter eingeborner Bruder es unternommen, im alten Missionshaus in Kolombo eine Schule für Jünglinge zu eröffnen. Vor etlichen Monaten noch hatten wir keinen Jüngling hier in unsrer Pflege; jetzt hat dieser liebe Bruder ihrer 150 beisammen, und seit er die Schule anfieng, haben ihrer schon fünf oder sechs sich zu Gott bekehrt."

Eine kurze Strecke noch von Morottu, und die sich mehrenden Fuhrwerke aller Art verkünden uns, daß wir uns der Hauptstadt des Landes und zugleich dem Hauptstapelplatz seines Handels nähern. Kolombo liegt an offener Rhede (S. 29). Wie glücklich für die Pflanzer, daß gerade in den Monaten Februar, März und April, wo die größten Kaffeemassen aus dem Innern anlangen, die beste Zeit zum Ein- und Ausladen ist! Denn von Mitte Mai bis Mitte Juli, wenn der Südwestmonsun am heftigsten wüthet, und dann wieder von Anfang Dezember bis Mitte Januar bei vorherrschendem Küstenwind, ist der Waarentransport zwischen den Schiffen und der Küste zuweilen mehrere Tage nach einander unterbrochen. Von den Portugiesen auf einer Landenge zwischen dem Meer und einem kleinen See erbaut, ist Kolombo später von den Holländern durch ein Fort für

eingeborne Feinde unangreifbar gemacht worden. Den beliebtesten Spaziergang bildet das Glacis dieses Forts. Eingeschlossen vom Meer auf der einen und von dem See Kolombos auf der andern Seite, streckt er sich wohl eine Viertelstunde an der Küste hin.

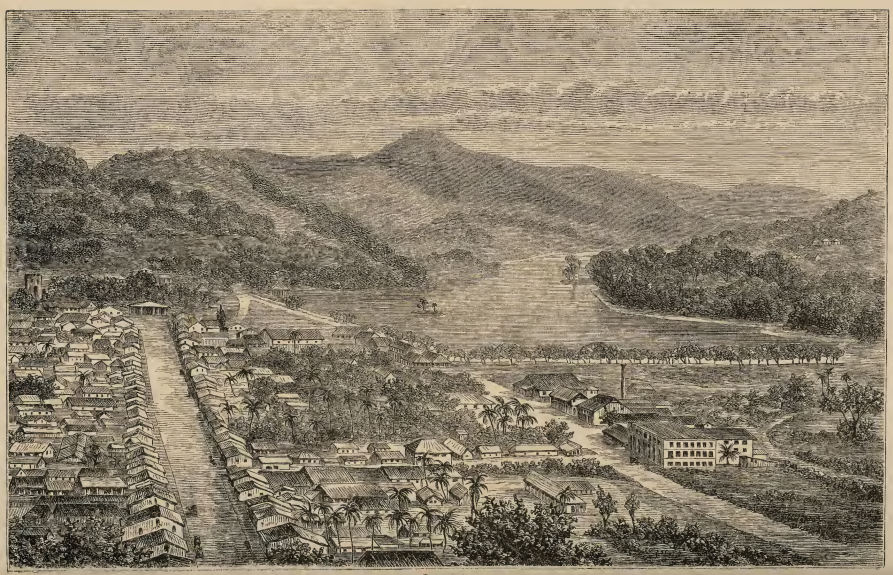


Kolombo.

Außerhalb der Festungsmauern ziehen sich die Vorstädte der Eingebornen — Pettah genannt — über eine Stunde lang in nördlicher Richtung in der Nähe des Meeres hin. Ihre mit Verandas versehenen Häuser haben ein bürgerliches, aber wohnliches Ansehen; einige Straßen

sind auf jeder Seite mit einer Reihe schattiger Bäume bepflanzt. Die schöne europäische Vorstadt ist das palmenbeschattete Colpetti am sandigen Ufer des Sees von Kolombo. Ein wundersames Völkergemisch wogt in Kolombo durch einander. Neben Portugiesen, Holländern, Briten, Deutschen, Amerikanern und Singalesen ist fast jede Volksart Asiens vertreten. Da gibt es Eingeborne von allen großen Inseln des indischen Archipels, Hindus, Tamiler, Malabaren, Chinesen, Mauren aller Art, Araber, Perser, Türken und Parsis, alle mit ihrer eignen Sprache und ihren besonderen Sitten. Ein verdorbenes Portugiesisch dient als allgemeines Verständigungsmittel; das Holländische ist selbst unter den von den einstigen Beherrschern der Insel abstammenden „Burgers" fast spurlos verschwunden, während das Englische jetzt mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt. Der Missionar, dessen Arbeit hier natürlich sehr schwer ist, braucht zum Verkehr mit den Eingebornen hauptsächlich Singalesisch und Tamil.

Von Sirampur gekommene Baptisten waren nach der holländischen Zeit hier mit der Verkündigung des Evangeliums die Ersten auf dem Plan, und wenn irgendwo, war ihr specieller Dienst in Ceylon am Platz, denn hier war der Mißbrauch der Kindertaufe aufs Höchste gestiegen. In großen Distrikten fand sich kaum ein Singalese, der nicht getauft war, und doch wurde von diesen „Regierungschristen" Buddha nicht minder angebetet als von den erklärten Heiden. Ungetauft zu sein galt für eine Schande, Religionsmengerei für ein Vorrecht der Gebildeten. So sehr betrachtete man die Taufe nur als einen Fortschritt auf der Stufenleiter der geselligen Rangordnung, welche in Ceylon die Stelle der indischen Kaste vertritt, daß selbst Buddhistenpriester sich bereit finden ließen, Kinder auf den Namen Jesu zu taufen. — Wie hart es da halten mußte, einen neuen Grund zu legen, liegt auf der Hand, und Geduld und Glauben der Heiligen zu bewähren, hatten die baptistischen Missionare alle Gelegenheit. Aber sie ließen den Muth nicht sinken; namentlich wirkte Miss. Daniel in den Jahren 1829–44 mit unermüdlichem Eifer in Stadt und Land, und Gottes Segen blieb nicht aus. Die Baptisten haben zwar in Ceylon nur auf ihren zwei Hauptstationen Kolombo und Kandi europäische Arbeiter stehen, aber es reihen sich daran 18 kleinere Stationen mit 60 Außenstationen, auf denen eingeborne Prediger wirken. An einigen jener Punkte finden sich fast selbständige Gemeinden, andre sind noch weiter zurück und haben nur wenige Mitglieder, im Ganzen ist ihre Zahl aber in stetigem Wachsthum begriffen.



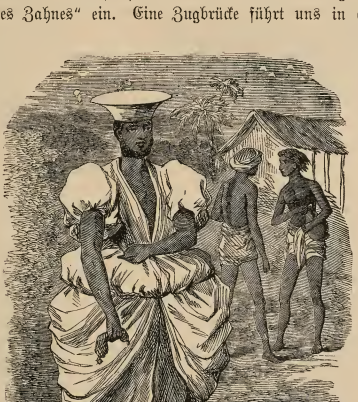
Kandi.

Nur eine Stunde von Kolombo entfernt ist Kotta, der ehemalige Sitz eines weithin herrschenden Fürstenhauses. Noch findet man im dichten Buschwald dessen in Trümmern liegende Paläste; das jetzige Dorf Kotta ist an den großen, Kolombo umgebenden Zimmtgärten erbaut, wo ein Arm des durch die Ebenen ziehenden Kalane-Flusses sich zu einem See ausdehnt, dessen ruhigen Spiegel Gewürznelken und Kokospflanzungen umkränzen. Hier befindet sich auf einer luftigen Anhöhe das eigentliche Hauptquartier der englisch-kirchlichen Mission: Lehrer- und Predigerseminar sammt der Missionspresse. In Kolombo scheiden wir von der Küste und besteigen die Eisenbahn, die durch Landschaften von wunderbarer Lieblichkeit und Majestät, ostwärts zum kandischen Hochland hinanführt. Romantischer kann kaum eine Stadt liegen als die alte singalesische Königsstadt in ihrem Felsbecken (S. 31). Amphitheatralisch umgebende Berge werfen ihre Schatten in den vom letzten König gegrabenen See, der von schönen Landhäusern eingefaßt, freundlich zu ihnen emporblickt. Die Mahawali Ganga, der größte Fluß der Insel, windet sich auf drei Seiten um die Stadt her und macht ihre Befestigung unüberwindlich. Wie dem Hindu Benares, so ist dem Singalesen sein Kandi die Stätte, wo er sich dem Himmel näher glaubt als an andern Orten. Birgt sie doch das Nationalheiligthum Ceylons, den Dalada oder Buddhas linken Augzahn!

Eigentlich müßten die Buddhisten ja Gautamas Lehre gemäß sich damit begnügen, ohne jeglichen Gegenstand der Verehrung von reiner Erkenntniß zu leben, und die einzige Aufgabe ihrer Priester wäre es, mit Vermeidung jedes an götzendienerischen Pomp erinnernden Gepränges sich der Unterweisung des Volks zu widmen. Nun befindet sich zwar wirklich in jedem buddhistischen Tempel eine Art Pult, von dem aus der Priester seinen Zuhörern die heiligen Pali-Schriften vorliest und erklärt; seit zwei Jahrtausenden schon hat sich damit aber auch ein Reliquien- und Bilderdienst mit großartigen Festen verknüpft, der in den Gemüthern viel festere Wurzeln hat, als Gautamas Sittenlehre. Aus den Früchten jenes ersten „siegreichen, segensvollen, großen Bodhi-Baumes," der vor 2000 Jahren bei Anuradhapura gepflanzt wurde und mitten in der Einöde noch heute ein vielbesuchter Wallfahrtsort ist, sind viele andre heilige Feigenbäume erwachsen, deren Säuseln für ein Wehen des Gottesgeistes gilt und von denen bei jedem Tempel einer oder mehrere stehen. Unzählige Dägabas oder glockenförmig aufgemauerte Reliquienschreine der verschiedensten

Größe werden von diesen heiligen Bäumen beschattet; im matt erleuchteten Hintergrund jedes wirklichen Tempels aber befindet sich eine oft kolossale Statue, die den Buddha darstellt, bald mit erhobener Hand predigend oder segnend, bald ruhig zurückgelehnt und in stilles Sinnen vertieft.

Doch treten wir selbst in den Dalada Malagawa oder „Palast des Zahnes" ein. Eine Zugbrücke führt uns in einen ge-

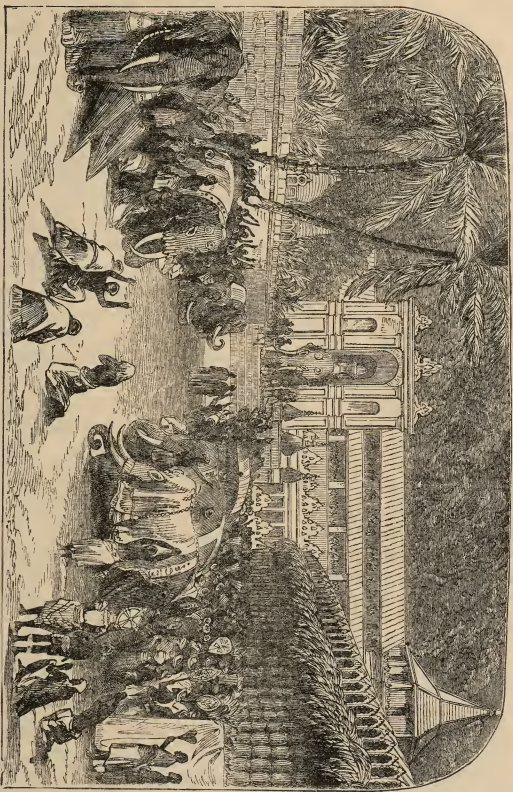


Ein singalesischer Häuptling.

räumigen Thorweg. Hier wendet sich dein Blick zuerst einem sechseckigen Thurme zu. Ein von den schauerlichsten Erinnerungen umschwebtes Gebäude! Von dem obersten Stockwerk desselben, einer offenen Gallerie — hoch über dem Bereich eines feindlichen Angriffs auf seine geheiligte Person, — sah der letzte König von Kandi, ein wahres Scheusal von Grausamkeit, den ausgesuchtesten Menschenquälereien zu. Er ließ die armen Opfer auf Pfähle spießen, ihnen siedendes Blei in den Mund gießen, oder auch das Fleisch Stück für Stück

mit heißen Zangen vom Leibe zwicken. Aehnliche Martern sieht man in der Veranda des äußern Tempels abgebildet, an dessen Ecke, rechts vom Beschauer, der grausige Thurm liegt. Kein Wunder, daß die Unterthanen dieses Ungeheuers bei den Engländern Schutz suchten und die kandischen Häuptlinge (S. 33) ihren König absetzten, um das Land der britischen Krone zu unterwerfen. Aber welch ein Eingang zu Buddhas Heiligthum!

Vor dem Tempel liegen Steine mit einer Art Rose in der Mitte und mit Blumengewinden ringsum; täglich erneuerte Blumen verbreiten auch im Innern einen fast betäubenden Duft, denn Blumen und Kränze bis zum Uebermaß sind ein Hauptbestandtheil des buddhistischen Kultus. Eine ungleich größere Verschwendung noch als in unsern Tagen scheint hierin vor Alters zu Ehren Buddhas stattgefunden zu haben. Sollen doch im 13. Jahrhundert einem gewissen Tempel täglich 100,000 Blumen zum Opfer dargebracht worden, und eine 270 hohe Dagaba bei einer Veranlassung so mit Blumen umwunden worden sein, daß sie einem einzigen großen Blütenstrauß glich! — Jetzt findet das großartigste Buddhisten-Fest in Ceylon alljährlich zu Ehren des Dalada statt, der aber weiter nichts ist, als ein etwa 2 Zoll langes, mißfarbenes Stück Elfenbein. Die ursprüngliche Reliquie, die sich damals in Jaffna befand, wurde im J. 1561 von den Portugiesen feierlichst in Goa verbrannt, so große Summen ihnen auch der König von Pegu dafür anbot; irgendwie aber glauben die Buddhisten dieses Kleinod wieder aufgelebt. Gewöhnlich wird es im innersten Tempelraum aufbewahrt und ruht auf einem Tisch mit Silberplatte unter einer reich mit Edelsteinen verzierten goldnen Glocke. Einmal im Jahr aber wird der Dalada bei Einbruch der Nacht aus dem Tempel genommen und auf einen reich geschmückten Elephanten gelegt, um dem Volke gezeigt zu werden (S. 35). Zwanzig bis dreißig mit goldverzierten Scharlachdecken behangene Elephanten stehen bereit, sich der Procession anzuschließen, sobald das Kleinod erscheint. Tausende von Eingebornen füllen die Straßen und schwingen ihre Fackeln; in weißen Musselin gekleidet und mit goldnen Spangen beladen, schreiten die kandischen Häuptlinge mit ihrem Gefolge würdevoll durch die Menge hin; Teufelspriester führen, phantastisch aufgeputzt, ihre wilden Tänze auf, und ohrzerreißend klingt dazwischen der Schall der Cymbeln und Blasemuscheln sammt dem Geraffel der Tomtoms. Eine ganze Woche hindurch wiederholt sich allabendlich dieser Auftritt, dann wird der Dalada auf ein Jahr wieder den Blicken der Menge entzogen.



Procession des Dalada.

Aber Gott sei Dank, es sind nicht bloß Kräfte der Finsterniß wirksam in Kandi; Anglikaner, Wesleyaner und Baptisten suchen

theils in der Stadt selbst, theils im kandischen Lande das Licht des Evangeliums zu verbreiten. Sie sind ein eigenthümliches Volk, diese Kandier: zurückhaltend und stolz, dabei aber doch gastfrei und höflich. Die ländliche Bevölkerung lebt meist in kleinen Dörfern zerstreut, fleißig mit Ackerbau beschäftigt und nur für ihre nächste Umgebung besorgt. Ein weit verbreiteter Krebsschaden unter ihr ist aber die schändliche Sitte der Vielmännerei, wonach eine Frau mehreren Brüdern zumal angehört. In Kandi selbst war die kirchliche Gesellschaft die erste auf dem Plan. Schon 3 Jahre nach der Eroberung der Stadt stellte sie sich ein, aber erst 1853 wurde eine Missionskirche gebaut. Obschon die Gemeinde vorherrschend aus einfachen, armen Leuten besteht, sorgt sie dennoch für den Unterhalt ihres eingebornen Predigers, der sich durch seine Festigkeit und Treue, wie durch seine Begabung als Seelsorger und Leiter des Kirchenraths die allgemeine Achtung erworben hat. Noch im Jahr 1868 hatte die kirchliche Missionsgesellschaft für alle Bedürfnisse des fünf Gemeinden zählenden Distrikts von Kandi jährlich 3600 Mark beizusteuern; jetzt ist die Summe durch die wachsenden Anstrengungen der eingebornen Christen auf 1200 Mark vermindert worden und man sieht der Zeit entgegen, da diese Gemeinden sich ihre finanzielle Unabhängigkeit errungen haben werden.

Weitaus der gesegnetste Theil der Missionsthätigkeit in dieser Binnenprovinz ist aber die seit 1854 von der kirchlichen Gesellschaft organisirte Arbeit unter den Kulis. Seit 40 Jahren weichen ja bekanntlich im kandischen Hochland die majestätischen Baumriesen des Urwalds mehr und mehr den weißblühenden Kaffeegärten. Da das Land nicht genug Arbeitskräfte zur Bebauung dieser Pflanzungen hat, kommen Tamiler vom Festland herüber, um als Taglöhner auf ihnen zu dienen. Man berechnet die freilich beständig schwankende Zahl dieser Kulis auf 300,000 Seelen. Da haben sich nun die europäischen Pflanzer willig finden lassen, daß der Missionar ihre Arbeiter besucht. Schon vor 6 Uhr Morgens bläst man sie mit dem Horn zusammen und liest ihre Namen ab (S. 37); da kann ihnen dann vorher der Missionar eine kurze Predigt halten. Wer will, hört zu; gezwungen wird keiner. Hierauf besucht der Geistliche die ärmlichen Hütten, in denen die Leute leben, und redet mit den Kranken, den Unbeschäftigten und den Weibern, welche zu Hause die Mahlzeit zubereiten. Da findet sich doch mancher Christ aus Tinneweli, Madura oder Travankor und freut sich, wieder ein Wort zur Zeit zu hören.

Auch Davongelaufene gibt es in Menge, worauf vielleicht an den Missionar geschrieben werden muß, aus dessen Bezirk sie entronnen

Kutta im kandischen Hochland.

sind. Oder sind es nur Angefaßte aus Missionsgebieten, auch frühere Schüler der Missionsschule; Christen wollen sie noch nicht recht werden,

aber an christlichen Büchern haben sie Freude. Es ist eine harte Arbeit bei den großen Entfernungen, der brennenden Hitze und den gewaltigen Regengüssen, sie trägt aber eine gute Ernte ein. Natürlich kann der Missionar nicht alles allein thun, sondern er hat Katechisten und Schullehrer unter sich, welche sich in die Arbeit theilen. Besonders erfreulich ist, daß auch die heidnischen Aufseher der Kulis der Mission so günstig gestimmt sind, daß ihrer viele sich zur Taufe melden. Dankbar, ein Testament zu erlangen, bringen sie dann mit Freuden die Siebensachen herbei, auf die sie sich bisher verließen, als da sind ein auf Palmblätter geschriebenes heidnisches Gebetbuch, Silberschnüre und Rosenkränze, die Gebete zu zählen, Amulette von Kupfer, Silber und Gold am Arm oder am Leib getragen, und andre für heilig gehaltene Schmucksachen mehr.

Fast in jedem Europäer, der nach Ceylon kommt, erwacht der Wunsch, einmal in seinem Leben den berühmten Adamspik zu besteigen, der sich im Süden des kandischen Hochlands erhebt. Es ist zwar ein kühnes Unternehmen, dessen schwindelnde Höhe zu erklimmen, doch wagen auch wir den Versuch. Verschiedene Wege führen dahin; der rathsamste ist wohl der obere, der über die schönen Kaffeepflanzungen von Gampola und Nawalapitija geht. — Gleich vor der Stadt begegnen uns da zu der Eisenbahn fahrende oder von ihr zurückkehrende zweirädrige Ochsenkarren in Menge (S. 39). Anderthalb Stunden von Kandi betreten wir den schönen botanischen Garten der Regierung, in dem beinahe alle einheimischen Gewächse Ceylons neben vielen ausländischen vertreten sind; dann geht es über die hehre Brücke von Gelbholz, unter welcher in schwindelnder Tiefe die Mahawaliganga hinströmt. Bei Peradenia die Eisenbahn kreuzend, die nach dem köstlichen Erfrischungsplatz der Europäer Nuwera Elia führt, geht unser Pfad nun durch Waldesdickicht und Reisfelder nach Gampola. Es ist ein reizender Anblick um diese Kaffeegärten, wenn die dunkeln Blätter gerade mit einer Fülle duftender, blendend weißer Blüten überschneit sind. Immer noch durch Kaffeepflanzungen und Dörfer der Eingebornen geht es weit über Nawalapitija zu Pferde fort; endlich aber müssen die Thiere zurückgelassen und Vorräthe mitgenommen werden zum Weitermarsch durch die Waldungen. Auf den ersten zwei Tagereisen finden sich noch allenthalben Spuren der Civilisation und Fremde erfahren die entgegenkommendste Gastfreundschaft; auf der neunstündigen Strecke, die nun bis zur Spitze des Berges noch zurückzulegen bleibt, ist dieß nicht mehr zu gewarten.

Nur die Straße und da und dort eine Pilgerhütte verrathen hier noch die Hand des Menschen.

Gleich beim Eintritt in den Wald machst du mit allerlei Gefahren und Beschwerden Bekanntschaft. Unbemerkt schnellen sich dir vielleicht unzählige kleine Erdblutegel an den Füßen hinauf. Du spürst es kaum, daß du gebissen bist, schließlich aber juckt dichs überall und statt Dornen und Disteln entdeckst du das heimtückische Gewürm, an dessen Bissen du dich verbluten könntest. Oder es überfällt dich ein wilder Bienenschwarm und treibt dich mit hochaufgeschwollenem Gesicht in gastlichere Regionen zurück. Dringst du tiefer in die Wild-

Ochsenkarren in Ceylon.

niß ein, so hörst du im Dickicht hin und wieder ein Geräusch, das dich an Elephanten oder Leoparden mahnt. Da und dort begegnest du auch Elephantenjägern, die entweder die Thiere schießen, oder was gewöhnlicher ist, nur schrecken und auf eine Fallgrube zutreiben wollen, denn die ceylon'schen Elephanten haben den Ruhm, von allen die klügsten und gelehrigsten zu sein. Die Straße ist von Anfang bis zu Ende 3—9' breit, überall aber stehen noch die Stümpfe der abgehauenen Bäume. Zwei kurze Strecken abgerechnet, geht es beständig bergauf und bergab. Unten in den Thälern gilt es, eine Reihe von Bächen zu überschreiten, indem man von einem Stein zum andern springt; vier Flüsse müssen durchwatet werden. Kein Lastthier wäre

auf einem solchen Weg zu gebrauchen, und nur sehr geübte Fußgänger dürfen ihn unternehmen. Ein Labsal bietet derselbe aber dennoch — köstlichen Schatten; denn so hoch und dick ist der Wald, durch den diese Straße gelichtet wurde, daß er den glühenden Sonnenstrahlen trotzt und dem Wanderer die ganze Zeit über kühle, angenehme Luft gewährt.

Als ein willkommener Laut begrüßt uns nach dem langen, einsamen Marsch das Gesumme menschlicher Stimmen beim letzten Haltplatz am Fuße des Piks (s. Abb.). Weniger angenehm wird vielleicht die Bekanntschaft mit den Leuten selbst, denn manche dieser begeisterten

Pilgerhütte auf dem Weg zum Adamspik.

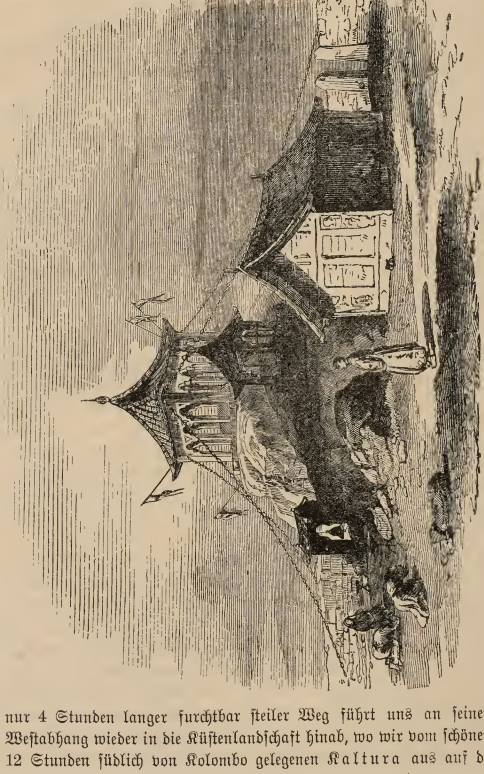
Pilger hegen eine tiefe Verachtung gegen die Europäer, weil sie schon schlechte Subjekte unter ihnen getroffen haben, die um kein Haar besser sind als die Heiden, denen sie sich so hoch überlegen glauben. Aber welches Völkergemisch ist nicht da zu sehen! Meist ist von allen nichteuropäischen Bewohnern Ceylons wenigstens Ein Vertreter da, angezogen von den heiligen Fußstapfen auf der Spitze des Piks. Mühsam arbeiten sie sich die letzte schwere Strecke von fast 4000′ zum dachgähen Gipfel hinan. Jede Altersstufe ist da vertreten: Greise und Greisinnen, Leute im kräftigsten Alter, Jünglinge und Mädchen, ja sogar Kinder auf den Armen ihrer Angehörigen. Einige sind offenbar krank, Andre so schwach, daß sie bei jedem Schritt eines stärkeren

Armes zur Stütze bedürfen. Doch jede Mühsal, jedes Geldopfer wird von den Armen willig übernommen; gilt die Wallfahrt zu der heiligen Bergspitze doch für ein Werk, das die ewige Seligkeit sichert!

Etwa die Hälfte des Wegs reicht auch hier noch der Schatten, dann aber geht's meist über nackte Felsen. In die letzteren sind regelmäßige Stufen eingehauen; auch Ketten und Seile sind vorhanden, um dem Wandrer zum Halt zu dienen. Wie dieser höher und höher steigt, senken sich allmählich die benachbarten Berge, und sein Blick schweift nach allen Seiten hin immer freier in die Weite. Daß auch schon Elephanten ihren Weg hinauf fanden, scheint ganz unerklärlich, ist aber sicher erwiesen; sie haben eine besondre Lust, Berggipfel zu ersteigen. Oben auf der Spitze ist die Aussicht unaussprechlich großartig. Die Plattform, auf welcher du stehst, hat höchstens 30 Ellen im Quadrat, und ringsum dehnt sich ein 3—5000′ tiefer Abgrund aus. Nach Westen zu sind da und dort Häuser sichtbar bis ans Meer; landeinwärts aber erblickst du nichts als unabsehbare Waldungen durch silberne Wasserfäden unterbrochen, mit nach höheren Gipfeln (der Peduruttallagalle ist der höchste), über denen hin und wieder wunderbare Wolkengebilde schweben. Keine Zunge, keine Feder, vermag den überwältigenden Eindruck zu schildern; es muß gesehen, erlebt sein. Die ungeheure Höhe, in der du dich über der Landschaft ringsum befindest, verbunden mit der leichten, dünnen Luft, die du athmest, weckt auf einen Augenblick ein Gefühl in dir, als wärest du in eine andre Welt versetzt. Aber wie freust du dich, nicht auf diese Weise den Himmel ersteigen zu müssen! Wie verlangt's dich, den sich müde heranschleppenden Pilgertrüpplein, aus denen unterwegs Mancher dem Mangel oder dem Uebermaß der Anstrengung erliegt, ein Wort von dem Einen rechten Lebensweg sagen zu können!

Der Sripada oder heilige Fuß, in welchem die Muhammedaner die Spur Adams, die Hindus diejenige Siwas und die Buddhisten die des Gautama verehren, ist eine 5′ lange, 2½′ breite Vertiefung im Felsboden, von einem Metallrand eingefaßt und durch ein von Säulen getragenes Dach beschirmt (S. 42). Die Pilger opfern Blumen, fallen nieder und rufen: Sadhu (gut)! Zum Schluß trinkt Jeder aus der heiligen Quelle, die nur wenige Schritte unter dem Gipfel entspringt. Wir selbst aber sind froh und dankbar, wenn wir ohne Unfall wieder am Fuß dieser majestätischen Hochwarte angelangt sind, denn obschon der Adamspik mit 2250 Meter nicht höher ist als

manche oft bestiegene Schweizerberge, macht doch keiner dieser letzteren den Eindruck von solcher Erhabenheit, weil keiner so plötzlich aus einer fast mit dem Meeresspiegel gleichliegenden Ebene aufsteigt. Ein



Der Sripada auf dem Adamspik.

nur 4 Stunden langer furchtbar steiler Weg führt uns an seinem Westabhang wieder in die Küstenlandschaft hinab, wo wir vom schönen, 12 Stunden südlich von Kolombo gelegenen Kaltura aus auf der

palmenbeschatteten Landstraße wieder den Rückweg nach Galle antreten. Und hiemit nehmen wir Abschied von der schönen Insel, in deren herrlicher Natur sich nicht nur Gottes Schöpfermacht spiegelt, sondern die noch köstlichere Kleinodien birgt aus dem Reich der Gnade. Was sich davon nach menschlicher Rechnung in Zahlen fassen läßt, sind 6015 Getaufte der Ausbreitungsgesellschaft, 6370 in der Pflege der kirchlichen Mission befindliche, 6071 Wesleyaner, 1479 Baptisten, 827 amerikanische Christen. Mit 4500 Europäern und 9000 Halbeuropäern mag man etwa 40,000 evangelische Christen in Ceylon zählen. Mit den Schwierigkeiten, welche ein ritualistischer Hitzkopf von Bischof neuerdings der Mission in den Weg geworfen hat, wollen wir unsere Leser nicht behelligen, hoffen vielmehr, daß alle diese Missionen, wie sie's gewohnt sind, in schöner Eintracht auf ihr Ziel loszustreben bemüht sein werden.

II. Hinterindien.

Vom grauen Alterthum an bis zum Anbruch der neuen Zeit lag für die Völker des Westens alles Land jenseits des Indus in den Zaubernamen „Indien" mit eingeschlossen. Wie weit es sich erstrecke, wußte Niemand. Wohl sprach man von einem „goldnen Cherones," der nach der Beschreibung der Flüsse das Irawadi-Delta bezeichnen muß, aber dieses Goldland blieb in den Dämmer der Ahnung gehüllt, bis am Anfang des 16. Jahrhunderts vor den kühnen portugiesischen Seefahrern zum ersten Mal die Umrisse einer zweiten indischen Halbinsel auftauchten, die man zum Unterschied von der vorderen nun die Halbinsel jenseits des Ganges oder Hinterindien nannte. Einen Flächenraum von 42,000 Quadratmeilen bedeckend und mit der langgestreckten Erdzunge Malaka bis in die Nähe des Aequators hinabreichend, ragt dieselbe zwischen dem bengalischen Meerbusen und der südchinesischen See in den indischen Ocean hinaus — wohl das reichste Land Asiens mit all den kostbaren Erzeugnissen Vorderindiens, doch ohne dessen Wüsten und unzugängliche Eisgebirge. Tropische Fülle, wundergleiche Ueppigkeit des Bodens, eine glückliche Richtung der großen Ströme, die alle von Norden nach Süden zur reichgegliederten Küste hinabeilen und die Schätze des Innern den großen Mündungs-

städten zuführen; ausgezeichnete und für den Weltverkehr trefflich gelegene Häfen — all das vereint sich hier in schönster Harmonie.

Ein noch nicht untersuchter Gebirgsstern schließt Hinterindien gegen das obere Asien ab und sicherte es vor der Herrschaft der roheren Völker, die vom mittleren Hochasien aus ihre verwüstenden Eroberungszüge machten, so daß nur zur Seite indische und chinesische Einflüsse stattfanden. Von diesem nördlichen Gebirgskranz streichen mächtige Bergrücken in theilweise paralleler Richtung gegen Süden herab, zwischen denen sich die ungeheuren Längethäler der Ströme Irawadi, Salwen, Menam und Mekong ausdehnen. Die durch diese kolossalen Wasserscheiden gebildeten natürlichen Gebiete sind beinahe gleich viele noch heute bestehende Reiche geworden: Barma, Siam und Anam. Ihre Bewohner haben eine unverkennbare Aehnlichkeit theils mit den Hindus, theils mit den Chinesen, doch sind sie plumper als jene, träger und zarter als diese; sowohl in ihrem Körperbau als in ihren Anlagen herrscht das mongolische Element entschieden vor; allen ist auch, bei völligem Mangel an Schwungkraft, der chinesische Hochmuth eigen, sich selbst als den Mittelpunkt der Welt und ihren König als den Fürsten der Menschheit zu betrachten. Staatsreligion ist in allen hinterindischen Reichen der Buddhismus, mit dessen milden Lehren sich aber der maßloseste Despotismus paart. Die civilisirten Völker Hinterindiens gehören fünf sprachlich verschiedenen Stämmen an: den Westen haben die Mranmas inne; sodann die Mitte die Tailing oder Mon, die Thai (in Barma Schan, von Malajen Siam genannt) und die Lao; den Osten die Anamesen und die Kambodscha. Diese fünf oder sechs Hauptsprachen sind wie das Chinesische einsilbig, haben jedoch ein mit der buddhistischen Literatur von den Singalesen überkommenes indisches Alphabet; nur in Anam bedient man sich chinesischer Schrift. Von den jetzigen Herren des Landes verdrängt, hausen in den Gebirgen und Wäldern aber auch noch vielsprachige wilde Stämme mit rohem Natur- oder Geisterdienst, von denen indeß im Nordwesten einige den sich von Bengalen her ausbreitenden Islam oder Hinduismus angenommen haben, während unter anderen in neuester Zeit der Buddhismus eifrig missionirt. Im Osten der Halbinsel ist Anam seit zwei Jahrhunderten das ruhmvolle Märtyrer- und Siegesfeld der katholischen Mission, jetzt einigermaßen geschützt durch die französische Besitzergreifung der Provinz Kambodscha. Im Westen hat sich in den letzten 50 Jahren unter englischem Scepter der evan-

gelischen Mission eines ihrer reichsten Erntefelder erschlossen, auf das wir im Folgenden vorzugsweise unsre Blicke richten.

1. Barma.

Zu Anfang unsres Jahrhunderts war Barma das größte und glänzendste der hinterindischen Reiche. Der Westküste der Halbinsel entlang reichte es über 500 Stunden von Nord nach Süd, und seine größte Breite von West nach Ost betrug im Norden 260 Stunden. Doch hatte es erst seit Kurzem diese Ausdehnung erlangt. Seinen uralten Kern bildete das Reich der Mranmas oder Byammas (daher nach englischer Aussprache der Name Barma) am mittleren und unteren Irawadi mit der stolzen Königsstadt Awa, 200 Stunden oberhalb der Mündung des Stroms. Westlich davon aber hatte jenseits des von Norden her zum Kap Negrais hinabstreichenden Küstengebirges ein Zweig der Mranmas ein eigenes Reich gegründet, durchströmt von dem Flusse Arakan, der dem Lande und seiner Hauptstadt den Namen gab; im Irawadi-Delta blühte das Königreich Pegu, das Land der Tailings, deren Wohnsitze durch die Küstenprovinz Tenasserim noch 200 Stunden nach Süden hinab reichen. — Mehrere Jahrhunderte lang waren die Reiche von Awa und Pegu fast in beständigem Krieg mit einander gelegen, als es 1740 dahin kam, daß Pegu das stolze Nachbarland unterwarf, dessen Joch es seinerseits einst getragen hatte. Allein schon nach 10 Jahren erhob ein barmanischer Bauer Alompra die Fahne des Aufstands, rottete das regierende Königsgeschlecht aus, schwang sich selbst auf den Thron, unterwarf sich Pegu und Tenasserim und starb als ruhmgekrönter Sieger im J. 1761.

Die von Alompra gegründete Dynastie ist an Aufgeblasenheit und Tyrannei wohl kaum von irgend einem asiatischen Despoten überboten worden. Heißt im Hofstyl der König von Barma doch u. A. „der König des Sonnenaufgangs, der Regent der Jetztwelt, der Fürst der Gerechtigkeit, der Beherrscher der unverwundbaren Heere, der Besitzer der großen blühenden Goldstadt, die da leuchtet wie der Engel Wohnung!“ Seinen „goldnen“ Füßen dürfen nach altem Ceremoniell seine „Sklaven“ nur kriechend nahen und das kleinste Vergehen kann er durch die martervollsten Todesarten bestrafen. Trotz alles Drucks, der auf ihnen lastete, fühlten die Mranmas sich aber doch in stolzem Selbstbewußtsein nicht nur als das herrschende Geschlecht unter den verschiedenen Völkern des weiten Reichs, sondern rühmten sich gleich

den Inkas in Peru sogar himmlischer Abkunft. Die in die Wälder zurückgedrängten Urbewohner des Landes wurden von ihnen verächtlich Karen (Wilde) genannt.

Schreckliche Wirren folgten unmittelbar auf Alompras Tod. Sieben seiner hinterlassenen Söhne stritten sich um die Herrschaft; die unterworfenen Völker erhoben sich, und nachbarliche Stämme fielen ins Land ein. Die behenden, tapfern Barmanen schlugen jedoch alle Aufstände und Angriffe zurück und dehnten mitten unter den heimischen Wirrnissen ihr Reich weiter aus nach Westen und Osten, über Arakan, Asam und Siam. Aber unter welchen Greueln! Die Einwohnerschaft ganzer Orte wurden sammt ihren Häusern und Tempeln, Baumgärten und Pflanzungen den Flammen preisgegeben, die fruchtbarsten Gaue in Wüsten verwandelt. Mit toller Launenhaftigkeit, die fast regelmäßig mit Wahnsinn endigte, schaltete Alompras Geschlecht auch im eignen Lande. Wie zum Spiel ließ sein dritter Sohn Padunmang (1781—1819) das herrlich gelegene Awa in einen Schutthaufen verwandeln und einige Meilen davon entfernt in ungesunder, morastiger Gegend die neue Residenz Amarapura erbauen. Die unglücklichen Bewohner Awas mußten alle ihre liegenden Güter verlassen und nach Amarapura übersiedeln. Seinem Nachfolger Boa (1819—1837) dagegen beliebte es, den Regierungssitz nach Awa zurückzuverlegen, das nun neu aus seinen Trümmern erstand.

Doch nicht lange dauerte es, so zog der wachsende Uebermuth der barmanischen Fürsten empfindliche Demüthigungen nach sich. König Boa reizte nämlich indische Völker gegen die Engländer auf und überfiel (1824) eine Landschaft, die sich unter britischen Schutz gestellt hatte. Das brachte ihm eine englische Kriegserklärung ein und kostete ihn (1826) im Frieden von Jandabu die Provinzen Asam, Arakan und Tenasserim. Zudem mußte er die Stadt Rangun am östlichen Mündungsarm des Irawadi zu einem Freihafen erklären und einen englischen Gesandten am Hofe zu Awa dulden. — Grollend fügte sich der stolze Barmane diesen Bedingungen. Boa's Nachfolger Tharawady (1837—47) aber regierte mit solcher Grausamkeit, daß der englische Gesandte, um nicht länger Zeuge seiner Unthaten sein zu müssen, Awa verließ zur großen Freude des Tyrannen, der sich nun nicht länger an den Vertrag von Jandabu gebunden glaubte. Neue Wirren nach seinem Tod führten 1852 zum zweiten barmanischen Krieg, in welchem die Engländer ganz Pegu nebst einigen nördlich angrenzenden Landschaften ihren Besitzungen einverleibten. So gehörte

nun also das ganze Uferland den Briten und das noch unabhängige barmanische Reich war zu einem Binnenstaat von 12,000 Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern herabgesunken.

Damit war die über 500 Stunden lange Küste des vorher fast unnahbaren Reiches nicht nur dem europäischen Handel, sondern auch den Boten des Evangeliums erschlossen. Auch für den noch unabhängigen Theil des Landes trugen die erlittenen Niederlagen manche Frucht, denn neben aller Launenhaftigkeit eines orientalischen Despoten suchte der 1853 zur Regierung gekommene König Maunglau doch manches in sein Reich einzuführen, was er von Gesetzen und Verwaltungsmaßregeln Nachahmungswerthes bei seinem mächtigen Nachbar sah. Auch jetzt noch heißt zwar der König von Barma Herr des Lebens und Eigenthums seiner Unterthanen; auch jetzt noch straft er nach Willkür und Belieben; für die gottgleiche Majestät wie früher wird er aber doch nicht mehr gehalten. Noch immer läßt sich indeß nur zu viel Trübes sagen von Barma, wie denn Maunglaus Nachfolger (Oktober 1878) 86 Prinzen des königlichen Hauses mit empörender Grausamkeit hinschlachten ließ, damit ja keiner ihm durch seine Ansprüche gefährlich werde. Räuberei und schamlose Erpressung sind an der Tagesordnung, das Recht wird öffentlich verkauft; das Familienleben ist vielfach durch grobe Wollust befleckt. Doch besehen wir uns selbst das Leben und Treiben in einigen barmanischen Städten, ehe wir der stillen Arbeit derer folgen, die unter der Bevölkerung des Landes den Samen des göttlichen Wortes ausstreuen. Englische Dampfer fahren nicht nur der ganzen Küste entlang, sondern ein Flußdampfboot geht allmonatlich auch den Irawadi bis nach Bhamo an der chinesischen Grenze hinauf, also ist an bequemer Reisegelegenheit kein Mangel.

Von Ceylon kommend betreten wir den Boden Britisch-Barmas zuerst in der Südprovinz Tenasserim. Auf einer Insel des sie von Nord nach Süd durchströmenden Flusses Tenasserim nimmt uns der sichre, große Hafen von Merqui auf. Mehrere von einem Hügel weit ins Meer hinausglänzende Pagoden verkünden uns schon von ferne, daß wir uns einer der Hauptburgen des Buddhismus nahen, welcher nach Siam im sechsten, nach Barma schon im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung kam. Unter siamesischer Herrschaft wurden hier im J. 1686 alle Engländer niedergemetzelt; die heutige, nur 8000 Seelen zählende Bevölkerung besteht aus Chinesen, Barmanen, Siamesen und Malaien, die großentheils der Handel zusammengeführt hat. —

Durch die grausame Fremdherrschaft eines Menschenalters war bei der englischen Besitznahme die Einwohnerzahl der ganzen Provinz auf 200,000 Seelen gesunken und das schöne Land mit seinen mächtigen Waldungen und undurchdringlichen Dschangels eine weite Wildniß geworden. Jetzt hebt sich die vorherrschend aus Tailings und Karenen bestehende Bevölkerung wieder; noch immer ist aber nur der 15. Theil des Landes unter Kultur. — Der hohen Küste entlang schiffend, hinter der sich gleich noch höhere Hügel und Berge erheben, sehen wir 60 Stunden nördlich von Mergui den schönen Tawoy-Fluß sich ins Meer ergießen. Vierzehn Stunden oberhalb seiner Mündung,

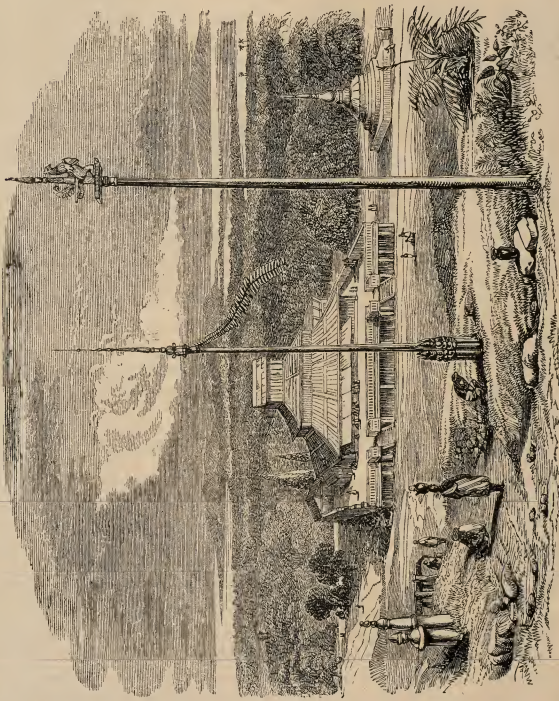
Barmanisches Gautama-Bild.

aber nur 4 Stunden östlich vom Meer, liegt still und verborgen die gleichnamige Stadt. Ihre Bambushütten sind zwischen hohen Palmen, dunkelgrünen Jackbäumen, gelbblühenden Cassias und zwanzigerlei andern Blütenbäumen versteckt. Gegen Süden zu windet sich der Fluß zwischen seinen beschatteten Ufern hin, und ostwärts dehnen sich wellenförmige Reisfelder aus, bis weiterhin sich Berg über Berg erhebt und eine 4000′ hohe Gebirgskette den Horizont begrenzt. Wehmüthig ergreifen dich aber inmitten all dieser Lieblichkeit unzählige Gautamabilder (s. Abb.) jeder Größe und eine Masse Pagoden und Klöster. Welche Macht muß in diesem Lande doch der Dienst eines Gottes noch haben, den seine eignen Verehrer längst ins All verweht glauben!

Tawoy, wie jede barmanische Stadt, wimmelt von gelbgekleideten Mönchen, den vom Volke fast wie Götter verehrten Hpungyis. Ihr Haupthaar ist abrasirt; um die Glatze vor der Sonne zu schützen, tragen sie einen Schirm oder ein Palmblatt in der Hand. Kaum wird es eine Familie geben, die nicht irgend ein Glied im Priesterstand hätte. Politischen Einfluß hat derselbe übrigens auch im unabhängigen Barma nicht; nur auf religiösem und literarischem Gebiet holt man seinen Rath ein. Die Mönche leben von der Mildthätigkeit derer, welche in geistlichen Dingen von ihnen bedient werden und stellen sich im Allgemeinen dabei nicht schlecht. Die Klöster (S. 50) sind zugleich Unterrichtsanstalten und die jungen Leute, die durch kein Gelübde gebunden daraus hervorgehen, haben nachher volle Freiheit, sich dem Civil- oder Militärdienst zu widmen. Kein Dorf in Barma ist ohne Schule. Wohin du immer gehen magst, triffst du den Priester-Schulmeister auf dem Boden gekauert und die ganze Dorfjugend um ihn her; nicht leicht findet sich darum ein Barmane, der nicht lesen, schreiben und rechnen könnte. Das Sittengesetz der Priester ist streng in der Theorie, aber lax in der Praxis.

Doch wir eilen weiter. Etwa 80 Stunden nördlich von Tawoy winkt uns an der herrlichen Mündungsbai des Salwen in unvergleichlich schöner Lage zuerst Amherst, der militärische Hauptort der Engländer in Barma, und abermals 12 Stunden nördlicher betreten wir das liebliche Maulmein. Im J. 1826 noch eine waldige Einöde mit wenigen Fischerhütten, ist Maulmein als englischer Regierungssitz zwischen dem ersten und zweiten barmanischen Krieg schnell zu einer vielbesuchten Hafenstadt erblüht, deren schöne Kais, offene Straßen, Märkte, Kirchen und Schulen den Europäer ganz heimatlich anmuthen, während doch daneben die tropische Natur ihren ganzen Zauber entfaltet. Seiner gesunden Lage wegen ist Maulmein noch immer ein Lieblingsaufenthalt der Engländer, obgleich es viel von seiner früheren Bedeutung verloren hat, seit nach dem zweiten barmanischen Krieg der Sitz der britischen Behörden nach Rangun verlegt worden ist. Unter den Eingebornen herrscht ein ungemein muntres Leben und Treiben; Engländer belustigt besonders die hier gründlich ausgebildete Kunst des Boxens, das Wettrennen auf dem Flusse und die Neujahrsfeier, wo alle Geschlechter und Altersklassen umhergehen und einander mit toller Lust begießen. — Die Tailings haben das Lob, friedlich, gastfrei, dankbar, liebevoll, ehrlich und hingebend ohne Kriecherei zu sein. Der englische Hauptmann Briggs

nennt sie in einem Werke, das er über „die sonnigen Tage am Salwen" schrieb, geradezu die glücklichsten Leute, die er je in heidnischen Ländern getroffen habe. Dürftigkeit existirt nach ihm hier nirgends,



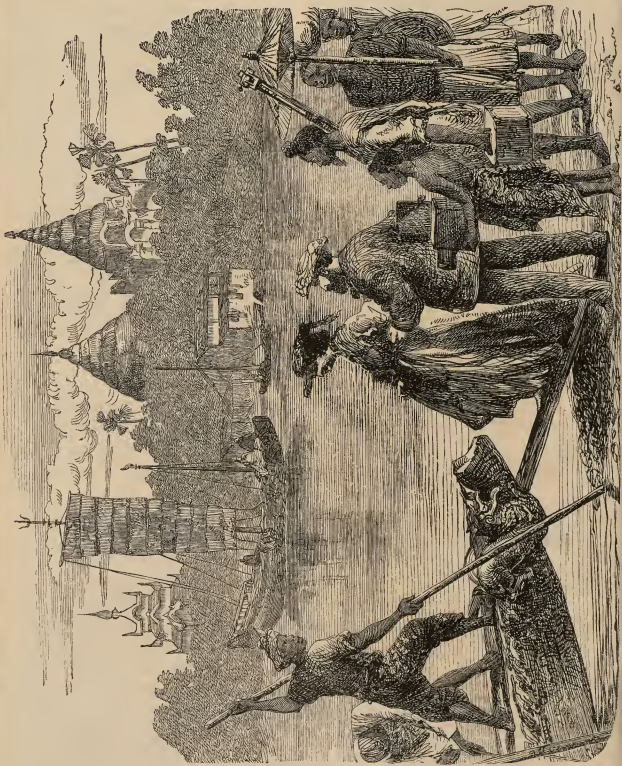
Barmanisches Kloster.

und zweitägige Arbeit schafft Brot für drei Tage. Die Ehen sind geordneter als bei Muhammedanern und Hindus, weil die Frau gleiche Rechte mit dem Manne genießt. Sie kann auf Scheidung klagen,

wenn er sie schlecht behandelt und wird dann von ihm entschädigt; verläßt er sie aber, so spricht das Gesetz ihr sein Eigenthum zu. Die Folge davon ist, daß Mann und Weib einander freundlich und vorsichtig begegnen und Ehezwiste seltener vorkommen, als wo dem stärkeren Geschlecht Vorrechte zugesichert sind.

Eine Stromfahrt den reißenden Salwen hinauf, an dessen Ostufer etwa 80 Stunden weit sich noch ein Streifen britischen Gebiets hinzieht, würde uns ins Herz der wildesten Karenenstämme führen, die oberhalb der britischen Grenze ein umherstreifendes Räuberleben führen; sie ist aber kaum zu wagen, diese gefährliche Fahrt auf den Booten der Eingebornen (S. 52). Miss. Bunker drang zu Anfang des Jahrs 1869 von Westen her auf unbekannten Pfaden muthig in jene Gegend vor. Als er nach zweitägigem Marsch durch das bewaldete Bergrevier wieder in das Thal des schönen Stromes hervortrat, stand er bewundernd da vor dem stolz dahinziehenden Fluß und all den majestätischen Höhen, die sich hinter und über einander aufthürmten. Und doch, wie wenig Glück auf diesem herrlichen Stück Erde! Da lag nicht weit entfernt ein scheinbar gut erhaltenes Dorf, aber es war keine menschliche Seele darin zu sehen. Dichte Schlingpflanzen umrankten die Wohnungen; Niemand pflückte die Frucht des Tamarindenbaumes. Ungesammelt hieng wilder Honig in Menge an vielen großen Bäumen; Bauholz im Werth von Tausenden von Mark lag gefällt am Ufer der Bäche und Flüsse, um den Strom hinab geflößt zu werden; aber die Hände fehlten, es vollends ins Wasser zu bringen. Sichtbar war in Folge feindlicher Ueberfälle alles so öde. Drei Tage lang gieng es darauf durch vom Krieg verwüstete Fluren. Die Natur war allenthalben reich und schön, aber niedergebrannte Dörfer und zerstörte Felder zeigten, wie der Mensch hier gehaust hatte. Sie sind ein versunkenes und grausames Geschlecht, diese nördlichen Karenen. Das Leben eines Menschen scheint ihnen nicht viel mehr werth als das eines Thieres. Die Frauen zeichnen sich, wie einst bei den alten Germanen, durch Fleiß vor den Männern aus und haben vorzugsweise für den Lebensunterhalt zu sorgen. Uebrigens sind die Karenen in diesem Stück nicht sehr wählerisch. Da gibt es nichts noch so eckelhaftes, das sie nicht essen: Raupen, Schnecken, Eidechsen u. s. w. verschlucken sie ohne Bedenken. Sie leben auf beständigem Kriegsfuß. So viele Dörfer und Häuptlinge sie haben, in so viele feindliche Parteien sind sie gespalten, und selten werden Fehden anders beigelegt als durch Ausrottung der Gegenpartei.

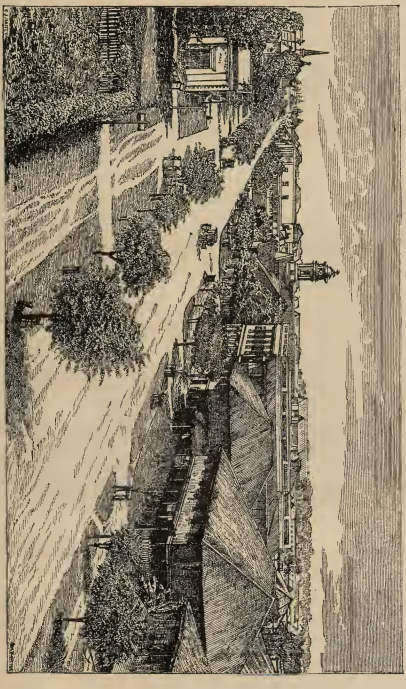
Wohl führt noch eine andre Wasserstraße ins Karenenland als der Salwen, an deren Ufern das Evangelium schon einige seiner



Birmanisches Flußboot.

lieblichsten Siege gefeiert hat, allein wir folgen auch ihr vorerst nicht, sondern erwähnen nur, daß 25 Stunden oberhalb der Mündung des

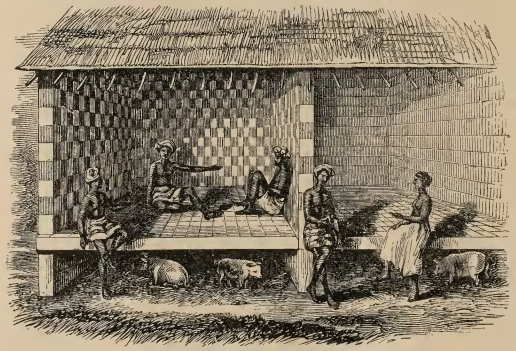
zwischen dem Salwen und Irawadi dem Meere zueilenden Sitang-flusses das freundliche, aber ungesunde Schwaigjin liegt, und abermals 25 Stunden stromaufwärts das palmenbeschattete Taungu



Rangun.

mit seinen Tempeln und Pagoden — einst die Hauptstadt eines gleichnamigen Königreichs, das im J. 1612 vom Beherrscher Awas erobert wurde. So ist unser nächstes Reiseziel denn Rangun, die heutige Hauptstadt Britisch-Barmas.

Hoch über die ihn umgebenden Bäume emporragend, strahlt den Rangun nahenden Schiffen in wahrhaft blendender Pracht ein ungeheurer Tempel entgegen, dessen goldne Dächer und Zinnen die ganze Umgegend beherrschen. Ursprünglich dem ältesten Landesgötzen Schudagon geweiht, ist er längst in ein Heiligthum Gautama Buddhas verwandelt, dessen acht Haupthaare als kostbare Reliquie darin aufbewahrt werden. Die berühmte Glocke dieses Tempels wiegt 5000 Centner und hat 7 Ellen im Durchmesser. Erst kürzlich hat der König von Barma den Tempel noch mit einem ungeheuren Schirm gekrönt. Eine Menge Klöster und kleinere Pagoden umgeben den auf einer Anhöhe erbauten Haupttempel, zu dem jeden Morgen von allen Seiten Männer



Barmanische Wohnung.

und Weiber hinanströmen, um mit aufgehobenen Händen vor ihnen Opfergaben knieend ihre Gebete herzusagen. Die sanfte Erhebung des Bodens schützt Rangun (S. 53) vor den Ueberschwemmungen, welche jährlich das übrige Irawadi-Delta überfluten. In seinen Hafen liegen Schiffe verschiedener Länder vor Anker; in seinem mit Backsteinen gepflasterten Straßen begegnen dir Engländer, Tailings und Barmanen, Chinesen, Malabaren, Mohren, Armenier, Perser, Portugiesen und Franzosen. Die Wohnungen der Eingebornen sind sehr einfach; auch die besten Häuser haben nur ein einziges Stockwerk und beinahe immer ein Strohdach; letzteres jedoch zuweilen sehr kunstreich gearbeitet. Die aus Holz und Schilfrohr zusammengefügten Wände

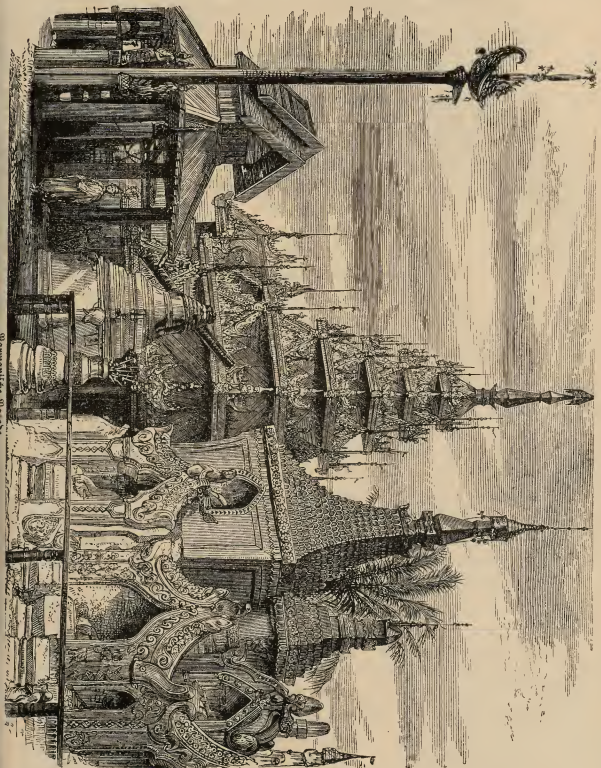
sind gewöhnlich mit Matten bedeckt, Fenster und Thüren bestehen gleichfalls aus Matten (S. 54). Fast ebenso einfach wie in ihrer Wohnung sind die Barmanen in ihrer Kleidung, doch tragen beide Geschlechter in den Ohren cylinderförmige Stückchen Gold, Silber, Horn, Holz, Marmor oder Papier. Auch die Mahlzeiten der Barmanen sind gering. Sie haben deren täglich nur zwei, nämlich um 9 Uhr Morgens und dann wieder Abends vor Sonnenuntergang. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser; zur Speise verschmähen sie gleich den Karenen sogar nicht verschiedene Arten von Reptilien und Insekten. So liegt in ihrer Lebensweise keinerlei Anregung zur Thätigkeit, denn die Gunst des Klimas setzt selbst die Aermeren in den Stand, sich durch bloß gelegentliche Arbeit das Unentbehrlichste zu verschaffen. Faulheit ist daher eigentlich das einzige Geschäft der Reichen, und zur Faulheit wird auch die Ruhezeit des Armen. Lassen Sinnlichkeit und tolle Lüste sich doch ohne jede Anstrengung befriedigen! In dem nutzlosen Wechsellauf von sinnlichem Behagen, ländlichen Vergnügungen und rohen Büffeleien verstreicht vielfach die edle Lebenszeit. Kriecherei, die unvermeidliche Folge des früheren Despotismus, ist mit ihrem ganzen Gefolge von Lastern auch in Britisch Barma noch nicht ganz erstorben und überwuchert nur zu sehr den dem menschlichen Herzen eingepflanzten Sinn für Recht. Wohl verbietet eine der ersten Vorschriften des Buddhismus das Lügen; aber in keinem Land der Welt mißachtet man die Wahrheit mehr als in Barma. Ein Mensch, der die Wahrheit spricht, wird dort als ein Narr betrachtet, absolut unfähig, sich durchs Leben zu schlagen. Doch begegnet man auch Personen, deren Zuvorkommenheit, Wohlwollen und Dankbarkeit einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu den herrschenden Lastern; ja es sind von der ländlichen Bevölkerung Schiffbrüchige schon mit einem Edelmuth und einer Gastfreundschaft behandelt worden, die sie nicht allenthalben in christlichen Ländern getroffen hätten. Ueberhaupt lassen sich den Barmanen schöne Anlagen nicht absprechen. Sie sind lebendiger und rühriger als die Hindus und andre Stämme der vorderindischen Halbinsel und, obgleich daneben große Freunde der Ruhe, von viel Kraft, Muth und Ausdauer, wo es einen bestimmten Impuls zum Handeln gibt. Drängen in Rangun nur nicht zu den einheimischen Unsitten hin auch europäische Laster so mächtig ein!

Wir verweilen vorerst nicht länger hier, sondern setzen unsre Reise fort. Wollten wir unsre Küstenfahrt vollenden, so bliebe uns 25 Stunden oberhalb des Ausflusses des westlichsten Mündungsarmes

des Irawadi noch die Handelsstadt Bassein zu besuchen. Um das Kap Negrais umbiegend und wieder nordwärts steuernd, kämen wir dann zuerst zu der hochgelegenen Seestadt Sandoway und hierauf zu dem trefflichen Hafen von Akyab vor den Delta-Mündungen des Arakan. Die einstige Hauptstadt des von der Küste aus gesehenen ungemein wilden und malerischen, im Innern aber heißfeuchten und ungesunden Landes liegt 20 Stunden stromaufwärts und ist nur noch ein Schatten von den Tagen ihres Glanzes. Weit mehr Anziehungspunkte als diese Küstenfahrt bietet die Stromfahrt den Irawadi hinauf, und so wählen wir die letztere.

Den schönen Flußdampfer besteigend, werfen wir den mit Klöstern und Pagoden übersäeten Umgebungen Ranguns noch einen Abschiedsgruß zu. Bald ist auch Schudagons Riesentempel aus unsern Blicken entschwunden und wir haben Zeit, uns unsre Mitpassagiere zu besehen. Es sind meist Eingeborne, alle schon berührt vom Einfluß abendländischer Bildung und größtentheils sehr wohlhabende Leute. Sieh zum Beispiel jenen stattlichen Kaufherrn dort! Er hat sich durch den Handel mit dem kostbaren Tekholz ein ungeheures Vermögen gesammelt und schon Hunderttausende von Mark für Feste und Gastmähler von eigentlich fürstlicher Pracht ausgegeben; jetzt aber ist er damit beschäftigt, seine Schätze bei der einzigen Bank anzulegen, welche die Buddhisten als sicher betrachten. „Die Bank der Verdienste“ nennen sie sie und verstehen darunter die Gründung und Beschenkung von Klöstern und andern religiösen Stiftungen. Ach, wie harte Worte müssen wir nicht mitunter von diesen Leuten hören! Alles, was die weißen Schiffe bringen, sagen sie uns, sei besser als was sie selbst haben, nur nicht ihre Religion. Natürlich verstehen sie unter Religion eben den ganzen sittlichen Zustand der ihnen bekannten weißen Namenchristen, und gleichbedeutend mit christlicher Religion ist ihnen darum Arak und Opium, Trunkenheit und Unzucht. Indessen sind bei Vielen diese Aeußerungen doch nur Ergüsse eines Herzens, das nicht Ernst machen will mit der Annahme der Wahrheit. Gar manche unter ihnen haben schon das Evangelium verkünden hören, haben christliche Traktate gelesen und müssen bekennen: das Gesetz Christi sei gut, und niemand könne ihm folgen und dabei ein schlechter Mensch bleiben. Aber weit bequemer, als ihr ganzes Leben unter dieses Gesetz zu stellen, finden sie's, eine Stromfahrt zu machen und, während sie sich da vergnügen, zugleich Verdienste zu erwerben, indem sie jede Pagode, jeden Tempel, jedes Götzenbild, jeden Priester auf ihrem

Wege mit ihren Gaben bedenken. — Eine noch buntere Gesellschaft als auf dem Dampfer selbst ist auf dem Boot beisammen, das er im Schlepptau hat.



Barmanische Boote.

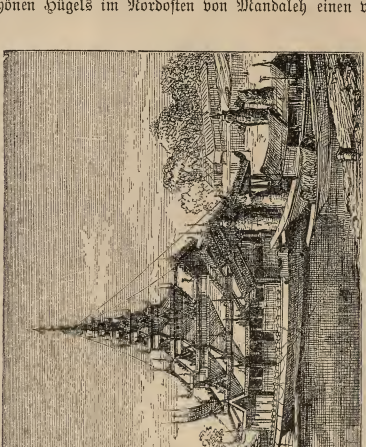
Da siehst du kleinere barmanische Kaufleute, Chinesen, Muhammedaner und Hindus, Leute genug, mit denen sich ein Gespräch anknüpfen läßt.

Eine Tagereise bringt uns nach Henthada, der zwischen Palmen und Mango-Bäumen versteckten Hauptstadt eines fruchtbaren und volkreichen Distrikts im obern Stromdelta. Einige massive Tekhäuser unter den einheimischen Hütten geben ihr ein einigermaßen stattliches Aussehen. Am Ufer sind in malerischen Gruppen Viele versammelt, die auf die Ankunft des Dampfers warten, der hier einen mehrstündigen Aufenthalt zu machen pflegt, ehe es weiter dem Norden zugeht. Etwa 80 Stunden oberhalb Rangun erblicken wir die uralte Stadt Prome mit ihrer reich vergoldeten Pagode. Beim Uebergang vom englischen auf das barmanische Gebiet kommt ein barmanischer Zolleinnehmer an Bord und fordert mit aller Höflichkeit die zu entrichtenden Gebühren. Immer kühler wird nun die Luft, und immer schönere, wildere Berge erheben sich zu beiden Seiten des Stroms. Die Uferbewohner scheinen aber sehr arm und ganz ausgesogen zu sein von all den Spenden für Klöster und Tempel (S. 57), durch die sie sich Schätze für die Ewigkeit zu erwerben hoffen. Die Trägheit der Eingebornen wird hier noch auffallender als wo sie unter englischem Scepter stehen; selbst um guten Lohn kann der Kapitän zuweilen nur schwer die nöthigen Hände bekommen, um Holz zu laden. Wohl hundert fast nackte, hagere Männer siehst du vielleicht müßig am Ufer stehen, die jetzt in vier Stunden verdienen könnten, was sonst in vier Tagen, aber sie mögen nicht. Je weiter stromaufwärts, desto ärmer scheinen die Leute zu werden. Kein Wunder! Denn wollen sie ihre Waaren zu Markte bringen, so wird ihnen sehr oft gesagt, der König oder eine seiner Frauen bedürfe sie, und die zahlen immer nur, was ihnen beliebt; jedenfalls weniger als den Marktpreis. — Vorbei an der altberühmten Stadt Pagan, deren großartige Trümmer eine Fläche von etwa fünf Quadratstunden bedecken, geht es nun zu den verlassenen Residenzstädten Awa, Sageng und Amarapura, denn König Maunglau hat für gut befunden, sein Hoflager abermals an einem neuen Ort aufzuschlagen und drei Stunden nördlich von Amarapura in sonniger Ebene das jetzt prächtig aufstrebende Mandaleh (S. 59) zu gründen.

Diese neue Königsstadt ist in Quadraten angelegt, aus deren Mitte sich der über den Thronsitz des Königs gestellte Spiralthurm mit sieben Windungen in goldnen Verzierungen erhebt. Auf dem Strome selbst liegt der königliche Wasserpalast (S. 60). Er besteht aus zwei großen verbundenen Booten, welche ein in einen Thurm mit 7 Stockwerken auslaufendes Haus tragen. Das Ganze ist ver-

Mandaley.

goldet und nimmt sich wirklich großartig aus; doch hat König Maunglau, der Erbauer dieser Staatsbarke, sie nie benützt. Fruchtbare kornreiche Felder umgeben die Stadt von allen Seiten. Klöster und Pagoden schmücken die Umgegend. Weitaus das interessanteste unter diesen Heiligthümern sind 728 niedliche Pagoden, welche am Fuße eines schönen Hügels im Nordosten von Mandaleh einen viereckigen,



Königlicher Wasserpalast in Mandaleh.

von einer massiven Mauer umschlossenen Säulengang bilden. Dort nämlich hat König Maunglau 728 Alabastertafeln aufgestellt, in die er die bisher nur auf Palmblätter geschriebenen heiligen Schriften der Buddhisten hatte eingraben lassen. Wie drängt sich dir in diesem Lande des geistlichen Todes angesichts dieser Schriften doch der Gegensatz zwischen dem auf Stein und dem durch den Geist Gottes in die

Herzen der Gläubigen geschriebenen Gesetz auf! Wie wünschest du nicht dem armen Barma lebendige Briefe Christi: Männer und Frauen, in denen Sein Herz und Seine Lehre sich spiegelt, wie auf diesen Alabastertafeln Gautamas Lehre zu lesen ist!

Die von Mandaleh noch bis Bhamo zurückzulegende Strecke bringt des seichteren Fahrwassers wegen oft große Geduldsproben mit sich; um so schöner und romantischer wird aber die Gegend. Eine Reihe von Jahren hindurch hat die englische Regierung sich's schweres Geld kosten lassen, die nun seit zwei Jahrhunderten verriegelte altberühmte Gold- und Silberstraße, die über Bhamo nach China führt, neu zu erschließen, aber der Erfolg davon ist nur, daß sie heute wo möglich noch unzugänglicher ist als zu irgend einer Zeit in diesen 200 Jahren. Selbst für die Chinesen ist sie unsicher wegen der räuberischen Ueberfälle, welchen die Karawanen ausgesetzt sind. Reizend ist aber Bhamo's Lage: der klare Himmel, die frische Luft, der schnelle Lauf des schönen Stromes, die in immerwährendes Grün gekleideten großartigen Berge und die fruchtbaren Thäler an ihrem Fuß — alles scheint dich zum Weilen einzuladen. Jahrhunderte hindurch regierten hier früher Schan-Fürsten, und auch unter barmanischer Herrschaft besteht die Bevölkerung der großen Mehrheit nach noch aus Schans, deren Wohnsitze weit in die chinesische Provinz Jünnan hineinreichen. Was hier von diesen Stämmen zu erkunden ist, scheint freilich minder günstig als der Anblick der wohlgebauten Gestalten, der belebten Märkte und der fruchtbaren Gärten um Bhamo her, dessen heutige Bevölkerung aus Schans und Chinesen gemischt ist. Nichts scheint, wenigstens im Gebirge, unter den Schans von Alters her gewöhnlicher zu sein, als daß ein Dorf das andre, ein Bezirk den andern überfällt und ausplündert, zuweilen aus bloßer Raublust, zuweilen aus Habgier und Rachdurst zugleich. Bhamo selbst steht unter unmittelbarer barmanischer Herrschaft; die von hier aus längs der barmanischen Ostgrenze ziemlich weit nach Süden hinabreichenden Stämme der Schans dagegen haben noch ihre eignen Fürsten und sind dem Beherrscher Barmas nur tributpflichtig — ein rohes, theilweise auch durch den Genuß von Opium schon verkommenes Geschlecht, das nur durch die Lebenskräfte des Evangeliums vor immer tieferem Versinken bewahrt werden kann. Sehen wir nun, wie diese zuerst nach Barma gekommen sind und was sie bis jetzt darin ausgerichtet haben.

2. Adoniram Judson.

Im fernen Westen bereitete sich Gott durch eigenthümliche Führungen das Werkzeug zu, das in einem der verschlossensten Länder des Ostens mit Heroldsstimme die große Freudenbotschaft für alles Volk verkünden sollte; ein freier Sohn Amerikas war berufen, im Reiche eines der übermüthigsten Tyrannen der Welt Seelen zu werben für den sanftmüthigen Friedenskönig, vor dem er seine Kniee in Anbetung und Liebe hatte beugen lernen. Dieser Mann war Adoniram Judson, der hochbegabte Sohn eines Predigers im Staate Massachusetts, dessen ehrwürdige Gestalt halb an einen Patriarchen Israels, halb an einen Censor der alten Römer mahnte. Von glühendem Ehrgeiz beseelt, war der junge Judson in seinem 16. Jahr in die Akademie zu Providence eingetreten und am Schluß seiner Studienzeit als der Erste unter einer Anzahl tüchtiger junger Männer daraus hervorgegangen. Aber über dem Ringen nach Lorbeeren weltlicher Ehre hatte er seinen kindlichen Glauben eingebüßt. Ein andrer, gleich strebsamer Jüngling unter seinen Studiengenossen hatte ihn in die seichte Aufklärung der damaligen Zeit verlockt, und beide waren, als sie sich die Hände zum Abschied reichten, darin einig, daß sie als geistreiche Männer dem Gott ihrer Väter für immer den Abschied gegeben hätten.

Nach einem kurzen Besuch im Elternhause trat Judson eine Reise durch die benachbarten Staaten der Union an. In Newyork fesselte ihn das Theater dergestalt, daß er ernstlich daran dachte, sich als Schriftsteller an die Bühne anzuschließen. Nur die Erinnerung an seinen ehrwürdigen Vater und an die Gebete einer theuren Mutter trat ihm hindernd in den Weg. Auf der Weiterreise wollte er einen Oheim besuchen, der Dorfgeistlicher in Connecticut war. Als er gegen Abend in der Pfarrwohnung eintraf, fand er den Onkel nicht zu Hause, dafür aber einen jungen Prediger, dessen ernstes und doch gewinnendes Wesen solchen Eindruck auf den jungen Studenten machte, daß sich die Unterredung bis tief nach Mitternacht verzog. Am ganzen Leibe zitternd, legte Judson sich erst gegen Morgen schlafen. Mit Tagesanbruch war er schon wieder unterwegs; spät Abends kehrte er in einem Gasthaus ein. „Es thut mir leid," sagte der Wirth, indem er seinen Gast auf sein Zimmer begleitete, daß ich Sie in ein Gemach einquartiren muß, das unmittelbar an das Krankenzimmer eines jungen Mannes stößt. Ich fürchte, er ist in den letzten Zügen,

aber ich hoffe, das wird Ihnen nichts machen." Judson affektirte vollkommene Ruhe und wünschte dem Wirthe gute Nacht; in seine Augen aber kam kein Schlaf. Mit erschütternder Deutlichkeit drang durch die dünne Wand der Nebenstube das Seufzen und Stöhnen des Kranken und das leise Flüstern der Wärter an sein Ohr. „Ist dieser Sterbende wohl auf den Tod vorbereitet? Hat er Vergebung seiner Sünden?" fragte eine Stimme in Judsons Herzen. Dann aber überlief den stolzen Jüngling eine Art von Scham: „Ist das meine Philosophie? Was würde mein Freund sagen, wenn er mich so schwach sähe?" Und als endlich die Morgensonne ihre Strahlen in sein Gemach goß, lächelte er über seine „kindischen und abergläubischen Nachtgedanken," erhob sich rasch von seinem Lager und rüstete sich zur Weiterreise. Im Nebenzimmer war es stille geworden. Als er zum Frühstück kam, erkundigte er sich nach dem jungen Mann. „Er ist gestorben!" erwiderte der Wirth. — „Wissen Sie, wer er war?" — fragte Judson mit anscheinender Gleichgiltigkeit. „Jawohl," war die Antwort; „es war ein junger Mann aus dem Providence-Seminar, — ein prächtiger Mensch! Sein Name ist E."

Wie vom Donner gerührt stand Judson da. Es war Niemand anders als sein bewunderter Freund, der ihm zuerst die Zweifel des Unglaubens ins Ohr geflüstert hatte. Er eilt auf sein Zimmer zurück. „Todt! todt! Verloren!" murmelt er vor sich hin und: „die Bibel ist Wahrheit" tönt es in seinem Innern. Es zieht ihn ins Elternhaus zurück. Dort kehren kurz darauf zwei Professoren des theologischen Seminars ein, das als Frucht eines über dem Städtchen Andover angebrochenen neuen Geistesfrühlings vor Kurzem dort ins Leben getreten war. Sie laden den jungen Judson, auf dessen Zügen sich seine innern Kämpfe spiegeln, dahin ein, und er folgt freudig ihrer Aufforderung. Bald wird er mit ergriffen von der mächtigen Geistesströmung, in die er sich hier versetzt sieht, kann sich im Glauben das Verdienst Christi zueignen, und seliger Friede kehrt in sein Herz ein.

Nun war die einzige Zukunftsfrage, die ihn noch beschäftigte: „Wie habe ich meinen Gang einzurichten, um meinem Herrn wohlzugefallen?" — Der im letzten Jahrzehnt in England erwachte Missionssinn begann bereits in dem zur Nachfolge Jesu entschlossenen Studentenkreis zu Andover zu zünden. Eines Tages zogen einige von ihnen ins Freie hinaus, um eine Gebetsstunde zu halten. Man hatte beschlossen, in einem nahen Wäldchen zusammenzukommen, allein ein rasch heranziehendes Gewitter nöthigte die Freunde, sich in einen

leerstehenden Heuschober zu flüchten. Unter dem Toben der Elemente besprach man sich über die sittliche Finsterniß, die auf der Heidenwelt liege, und über die Pflicht und Ausführbarkeit einer Mission in jenen umnachteten Ländern. „Kommt, laßt uns über die Sache beten, bis die dunkeln Wolken sich verziehen und der blaue heitre Himmel erscheint!“ sagte darauf einer der Brüder. Dieß war der Anfang von Betstunden für die Mission, durch welche in mehreren der dabei betheiligten Jünglinge der Entschluß reifte, sich selbst ihrem Herrn zum Dienst unter den Heiden zur Verfügung zu stellen. Im Tone tiefster Ehrerbietung theilten sie diesen Vorsatz der im Juni 1810 zu Bradford versammelten Predigerkonferenz des Staates Massachusetts mit, indem sie an dieselbe die Anfrage richteten, ob sie vielleicht ihre Missionsgedanken als schwärmerisch und unausführbar aufgeben sollen, und wenn nicht, ob sie Schutz, Leitung und Unterstützung von einer Missionsgesellschaft in Amerika erwarten dürften, oder ob sie sich einer europäischen Missionsgesellschaft anzuschließen hätten? Diese von Judson, Nott, Mills und Newell unterzeichnete Zuschrift war der Anstoß zu der Gründung der großen amerikanischen Missionsgesellschaft zu Boston, die als ein früchtereicher Baum ihre Zweige nun über alle Erdtheile ausbreitet.

Noch im Herbst 1810 trat sie ins Leben. Nicht ohne Kampf erhielt Judson die Einwilligung und den Segen seiner Eltern zum Gang in die Heidenwelt; mit freudigem Glaubensmuth aber war seine hochherzige Braut, Anna Hasseltine, bereit ihm zu folgen. Das ihnen angewiesene Ziel war Ostindien. Im Febr. 1812 schifften sie sich mit den Geschwistern Newell nach Kalkutta ein, wo sie im Juli von dem ehrwürdigen Dr. Carey herzlich willkommen geheißen und in sein gastliches Haus nach Serampur gebracht wurden. Aber kaum waren sie da, so erhielten sie von den Beamten der ostindischen Compagnie, deren Feindschaft gegen alle Missionsbestrebungen damals ihren Höhepunkt erreicht hatte, den gemessenen Befehl, das Land sogleich wieder zu verlassen. Als Amerikaner erschienen sie bei der zwischen England und den Ver. Staaten bestehenden Spannung doppelt verdächtig und gefährlich, und wie nun im August auch noch ihre Freunde Hall, Nott und Rice mit ihren Frauen nachrückten, gerieth die Polizei in so fieberhafte Aufregung, daß man sie ohne Weiteres mit der eben vor Anker liegenden Flotte nach England transportiren lassen wollte. Mit knapper Noth entrannen Newells nach Mauritius und Halls und Notts nach Bombay, wo letztere

uns bereits als die Gründer der gesegneten Mahratta-Mission begegnet sind. Judsons gelangten auf allerlei Umwegen im Juli 1813 endlich nach Rangun. — Schon auf der Fahrt nach Kalkutta von Bedenken über die Schriftmäßigkeit der Kindertaufe angefochten, war Judson bei den Brüdern in Serampur in seinen Zweifeln bestärkt worden und mit seiner Gattin zu den Baptisten übergetreten. Im vollen Bewußtsein, daß er sich dadurch die äußeren Existenzmittel abgeschnitten habe, hatte er dieß sogleich seinen Vorstehern in Boston gemeldet, darum aber dennoch unverzagt seinen Weg fortgesetzt. Daß seine Erklärung in der amerikanischen Heimat im Mai 1814 die Gründung einer Baptisten-Missionsgesellschaft nach sich zog, die sein künftiges Arbeitsfeld als das ihrige betrachtete, erfuhr Judson erst zwei Jahre später.

Noch stand das barmanische Reich auf dem Gipfel seiner Macht, als Judson in Rangun landete, doch war hier von Serampur aus bereits ein kleiner Missionsanfang gemacht. Dr. Careys Sohn Felix hatte sich im Febr. 1807 mit einigen Brüdern da niedergelassen, die aber mit gebrochener Gesundheit bald wieder nach Serampur zurückkehren mußten. Der junge Carey übersetzte die Evangelien und schrieb eine barmanische Grammatik, führte die Kuhpockenimpfung ein und wurde 1813 sogar von König Padunmang eingeladen, mit Presse und Impfstoff nach Awa zu kommen. Er verlor beides, verlor seine Gattin und zwei Kinder durch Schiffbruch auf dem Irawadi und rettete nur das nackte Leben; dennoch drang er nach Awa vor und stieg in des Königs Gunst, bis ihn dieser als seinen Botschafter mit Gefolge nach Kalkutta schickte, wo Vater Carey sich beklagte, daß sein Sohn vom Missionar zum Gesandten „herabgesunken" sei. Seine Unterhandlungen mit den britischen Behörden mißglückten; der König entzog ihm seine Gunst; flüchtig trieb er sich nun drei Jahre lang in Gegenden umher, die noch kein Europäer betreten hatte, befehligte ein Barbarenheer, das gegen Barma kämpfte, wurde Minister eines Bergfürsten, kehrte aber schließlich doch zu geordneter Thätigkeit nach Serampur zurück.

Inzwischen begann Judson mit seiner vortrefflichen Gattin unter vielen Prüfungen und in sehr engen Verhältnissen die Arbeit in Rangun, erlernte die barmanische und die Palisprache und verfaßte Traktate in der ersteren. Sehr erwünscht war im J. 1816 die Ankunft der Geschwister Hough mit einer Druckerpresse, aber noch drei weitere Jahre verstrichen, bis Judson seinen Erstling taufen

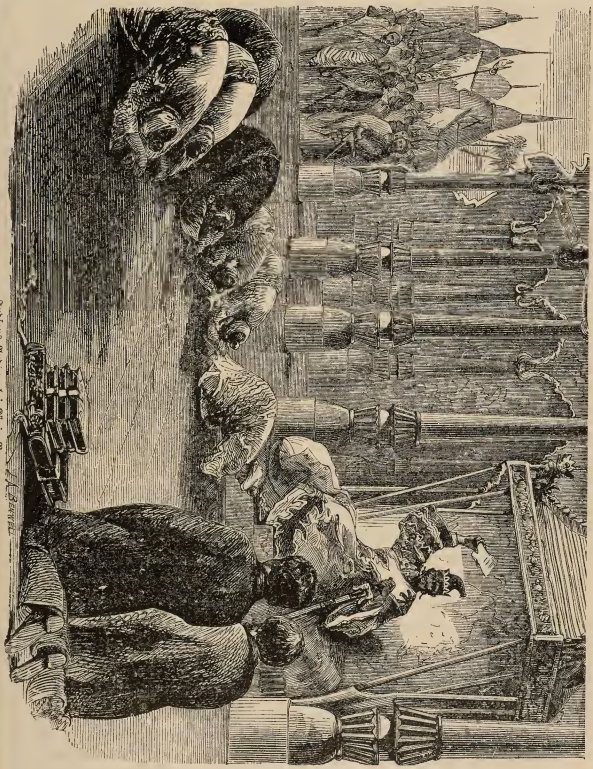
durfte. Von nun an sprachen öfters wahrheitsfuchende Seelen in dem Zayat (eine nach vornen offene Bambushütte) ein, worin er am Weg zu der großen Pagode seinen Uebersetzungsarbeiten obzuliegen pflegte. Einige weitere Taufen folgten; schon erwachte aber auch die Feindseligkeit der barmanischen Behörden und drohte die keimende Saat wieder zu ersticken. So beschlossen denn die Missionare, zum gefürchteten König selbst zu reisen und seine Erlaubniß zur Predigt einzuholen.

Am 21. Dezember 1819 brach Judson mit dem neu angelangten Miss. Colman nach Amarapura auf; am 26. Jan. 1820 kamen sie dort an. Vier Tage darauf wurden sie zur Audienz vorgelassen. Knieend überreichten sie da im prachtvollen Thronsaal dem Staatsminister eine in Gold gebundene Bibel und einen Traktat für das „goldene Angesicht" des stolzen Herrschers, vor dem alle übrigen Anwesenden das Haupt auf den Boden legten (S. 67). Der König warf einen Blick in den Traktat und ließ ihn verächtlich fallen. „Warum verlangt ihr solche Erlaubniß?" rief darauf der Minister den Missionaren zu, „Seine Majestät braucht diese Bücher nicht." Damit waren Judson und Colman entlassen.

Innerlich überzeugt, daß der Uebertritt eines Barmanen zum Christenthum mit dem Tod bestraft werden würde, kehrten sie mit schwerem Herzen nach Rangun zurück. Dort aber fanden sie mit Beschämung, daß das Häuflein der Gläubigen mehr Muth hatte als sie selbst, die fast schon an der ganzen Mission verzweifelten. Und wirklich, die Wolken lichteten sich für eine Weile. In Rangun konnte die Predigt fast ungestört fortgesetzt werden, und die Gemeinde wuchs an Zahl und Gnade. An den Hof, der jetzt wieder zu Awa residirte, wurde 1822 der das Jahr zuvor angelangte Missionsarzt Price berufen, und als dessen Begleiter konnte sich nun auch Judson da niederlassen; ja er durfte sogar dem König Boa einmal predigen.

Alles schien hoffnungsreich, als im Frühling des Jahres 1824 der Krieg mit den Engländern ausbrach. Kaum war die englische Flotte vor Rangun erschienen, so befahl der dortige Vicekönig, alle Europäer in Fesseln zu schlagen. Auch die Missionare Hough und Wade wurden mit ihren Frauen eingesperrt und die Wächter erhielten Befehl, sie zu ermorden, sobald der erste Schuß fiele. Der Schuß fiel, aber die erschrockenen Wächter wagten nicht, den Befehl auszuführen. Die Brüder wurden zwar nach dem Richtplatz geschleppt, doch zögerte man noch, weil Hough sich zu Unterhandlungen mit den Engländern erbot. Diese rückten vor, die Barmanen ver-

ließen in wilder Flucht die Stadt, und die Brüder waren gerettet. — Indessen waren Price und Judson in Awa in gleicher Ge-



Judsons Audienz bei König Boa.

fahr. Auch sie wurden bei der Nachricht vom weiteren Vorrücken der Engländer sammt allen dort anwesenden Weißen verhaftet. Man

warf sie in den sogenannten Todeskerker, mit drei, später mit fünf Paar Ketten so an einen Pfahl geschlossen, daß jede Bewegung unmöglich war. Frau Judson wurde die erste Nacht in ihrer Wohnung bewacht; sobald sie aber ihr Haus verlassen konnte, suchte sie alle Thüren zu sprengen, um zu ihrem Manne zu gelangen. Von einer abgewiesen, trat sie vor eine andere. Sie schrieb an eine Schwester des Königs, die sie kannte, und wurde am dritten Tag vor den Gouverneur der Stadt gelassen. Durch Bitten und Geschenke erhielt sie die Erlaubniß, ihren Mann zu besuchen, und das Versprechen, daß man seine Haft erleichtern wolle. Die Gefangenen wurden jetzt in eine Hütte innerhalb der Gefängnißmauern eingeschlossen, wohin sie ihnen Nahrung bringen durfte. Auf wiederholtes Flehen wurde ihr sogar gestattet, sich selbst auch eine Bambushütte im Hof des Gefängnisses aufrichten, um besser für die Bedürfnisse der Brüder sorgen zu können. Unter solchen Umständen wurde sie Mutter. Sie gebar ein Mädchen, „ein Kind des Jammers, getauft in Thränen.“ Als sie wieder nach ihrem Manne sehen konnte, war dieser grausamer eingekerkert denn je; ein heftiges Fieber brachte ihn dem Tode nahe. Auf die flehentlichen Bitten der geängsteten Gattin und Mutter — ihr Kindlein hatte die Pocken — ward ihm ein leerer Löwenbehälter zur Wohnung vergönnt. So schlichen 11 schwere Monate hin. Eines Tages aber waren die Gefangenen alle verschwunden. Man hatte sie in heißer Sonnenglut wie Sklaven in einen andern Kerker bei Amarapura getrieben, wo sie als Opfer geschlachtet werden sollten, um dem neuen Barmanen-General den Sieg über die Engländer zu sichern. Der mitleidige Gouverneur hatte Frau Judson den herzzerreißenden Auftritt der Trennung ersparen wollen und sie deßhalb zu sich gerufen, während ihr Gatte abgeführt wurde. Doch sie ruhte nicht, bis sie den neuen Aufenthalt ihres Mannes erkundet hatte. Sobald sie ihn wußte, eilte sie mit ihrem Kindlein in Begleitung eines treuen Dieners dahin. In einem verfallenen Gebäude ohne Dach fand sie die Gefangenen den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, zwei und zwei an einander gekettet. Sie zu erquicken, verbrachte sie sechs weitere Monate des Elends in der schmutzigen Hütte eines Gefangenwärters, der ihr darin ein Plätzchen eingeräumt hatte. Endlich ergriff das Fieber auch sie, und zwei Monate lang lag sie auf einer Matte nahezu bewußtlos. Ihr Kindlein wurde von Hand zu Hand von mitleidigen Barmanenweibern gepflegt und ernährt. Der Tod der Gefangenen schien unvermeidlich, da trat der König

der Könige selbst für seine Knechte ein. Der General, der hauptsächlich die Opferung der Gefangenen forderte, fiel, als er eben im Begriff war, gegen die Engländer zu ziehen, plötzlich in Ungnade, und Judson wurde der heranrückenden britischen Armee als Friedensvermittler entgegengeschickt. Nach langen Unterhandlungen kam am 24. Febr. 1826 der Friede von Yandabu zu Stande, und damit schlug für alle Gefangenen die Stunde der Freiheit. Judson eilte zu seiner Gattin zurück, die zum bloßen Schattenbild abgemagert, aber mit dankerfülltem Herzen nun mit ihm den Irawadi hinabfuhr und aus dem vom Krieg verwüsteten Rangun in das unter Englands Scepter aufblühende Amherst an der Tenasserimküste übersiedelte. Dorthin folgte ihnen auch ein Theil der in Rangun gesammelten Gemeinde. Mit gewohnter Hingebung begann Frau Judson hier eine Töchterschule, während ihr Gatte den englischen Gesandten Crawfurd nach Awa zu begleiten hatte, allein ihre Kraft war von der ausgestandenen Angst und Noth für immer gebrochen. Noch ehe Judson zurückkehrte, gieng die heldenmüthige Streiterin am 24. Okt. 1826 ein zur Ruhe des Volkes Gottes. Sechs Monate darauf verschied auch ihr Töchterlein.

3. Wunder der Gnade unter den Karenen.

Die Thränensaat war gesäet, und nun begann die Freudenernte zu reifen, die Judson hienieden noch schauen sollte. Da in den an England abgetretenen Provinzen jetzt unbeengt durch barmanischen Despotismus missionirt werden konnte, rückten von Jahr zu Jahr neue Arbeiter aus Amerika nach; so schon im April 1828 der treffliche Boardman mit seiner edlen Gattin. Das zum Sitz der britischen Regierung ersehene Maulmein wurde nun das Hauptquartier der Mission und zugleich die Stätte, an welcher die Brüder erstmals das Volk der Karenen aus seinen Waldesschatten hervortreten sahen.

Anfangs hielten die Missionare die Karenen nur für einen unbedeutenden Volksstamm von etlichen tausend Seelen; später hieß es, sie belaufen sich vielleicht auf 30—40,000; jetzt glaubt man, daß sie mindestens eine Million, vielleicht aber auch doppelt so viel zählen, denn sie finden sich, in verschiedene Stämme gespalten, vom bengalischen Meerbusen an in allen Flußthälern bis zum Kambodscha hinüber im nördlichen Barma, in Siam, im Schanland und bis ins westliche China. Die 20—30 Stammunterschiede, die man bis jetzt kennt, lassen sich auf die zwei Hauptstämme der Sgau und Pwo zurück-

führen. Wie sämmtliche hinterindische Sprachen ist auch die Karenensprache mit ihren zahlreichen Dialekten einsilbig; dabei hat die Sgausprache die Eigenthümlichkeit, daß in ihr kein Wort mit einem Konsonnanten endigt, während in der Pwosprache die Wörter gern mit ng schließen. In Sitte und Lebensweise unterschieden sich die Karenen, als man zuerst mit ihnen zusammentraf, wenig von andern Wilden, doch lebten die südlicheren Stämme um Maulmein her schon damals nicht in den immerwährenden Fehden, in denen viele ihrer nördlicheren Brüder sich bis heute zerfleischen. In ihren des Regens und der wilden Thiere wegen auf Pfosten erbauten Hütten erschallte fast beständig Musik und Gesang; ihr Hauptlaster war Trunkucht, denn die Karenen pflegen aus Reis ein geistiges Getränke zu brennen, das sie bezeichnend Todeswasser nennen. Ihre Religion schien Anfangs nur eine von Furcht und Aberglauben getragene Anbetung der Nats oder Geister; je näher die Missionare sie aber kennen lernten, desto mehr staunten sie über die wunderbaren Anklänge an die biblische Urgeschichte der Menschheit in den väterlichen Ueberlieferungen dieses Volkes. In wunderbarer Weise hatte der Herr selbst es vorbereitet auf die Stimme seiner Boten, denn eine alte Sage lebte unter den verschiedenen Stämmen fort von dem Einen Gott, dem sie durch den Sündenfall untreu geworden seien und dessen Buch sie durch eigene Schuld verloren haben. Und daran knüpfte sich die allgemeine Erwartung, daß Er sich ihrer dennoch wieder erbarmen und ihnen einmal weiße Lehrer von Westen senden werde, welche die ihnen selbst abhanden gekommene geschriebene Offenbarung Gottes besitzen.

Das erstmalige Zusammentreffen der Missionare mit einem Glied dieses Volkes war keineswegs glänzend oder besonders hoffnungerweckend. Ein karenischer Räuber und Mörder aus Arakan, Namens Kothabiu, kam nach dem Friedensschluß für einige Zeit in Missionar Houghs Dienste und empfieng durch dessen Gebete einen Eindruck, der ihn von da an in ahnungsvollem Sehnen den Spuren der Missionare nachzog. Er folgte Judson nach Amherst und später nach Maulmein, ohne jedoch schon in näherer Beziehung zu ihm zu stehen. In Maulmein wurde Kothabiu durch eine kleine Geldschuld nach Landessitte der Sklave eines Barmanen, worauf Judson ihn loskaufte und seinem Mitarbeiter Wade in Beschäftigung und Pflege gab. Natürliche Liebenswürdigkeit besaß dieser neue Hausgenosse der Missionsfamilie ganz und gar nicht; er schien nur schwach begabt und zeigte sich furchtbar roh und heftig. Aber ein um so leuchtenderes Beispiel

sollte er von der erneuernden Gotteskraft des Evangeliums werden. Bald sah man deutliche Spuren der Arbeit des h. Geistes an seinem Herzen. Trotz der jeweiligen Ausbrüche seines leidenschaftlichen Temperaments, die ihm oft allen Muth zum Beten nehmen wollten, spürte man ihm doch aufrichtige Buße und herzliches Heilsverlangen an. Innerhalb Jahresfrist vollzog sich eine solche Veränderung seines ganzen Wesens, daß Wade mit Freuden bereit war, seinem Verlangen nach der Taufe zu entsprechen. Eine eigenthümliche Verkettung von Umständen machte jedoch, daß er noch vorher Miss. Boardman auf die neu zu eröffnende Station Tawoy folgte und erst dort die Taufe empfieng.

Es war der 16. Mai 1828. Ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der Karenenmission, ja gewissermaßen ihr Gründungstag! Denn Kothabiu's Taufe wohnten drei Karenen aus den nahen Bergen bei, die sofort in ihn drangen, sie doch als ihr Lehrer in ihre Dörfer zu begleiten. Boardman ließ ihm die Wahl, zu gehen oder zu bleiben; Kothabiu entschied sich fürs Gehen. Und nun begann der einstige Räuber und Mörder beredter, unermüdlicher, wirksamer als irgend ein Fremdling es vermocht hätte, seinem Volke den Friedefürsten und Sünderheiland anzupreisen, bei dem er selbst Ruhe gefunden hatte für seine Seele, so daß zu Ihm floh, vor Ihm sich beugte, wer vorher nur quälende Furcht oder wilden Trotz gekannt hatte. Von seinem Taufag an bis zu seinem Tode hörte Kothabiu nicht mehr auf, Christum zu verkündigen an immer neuen Orten von Tawoy bis hinüber nach Siam, von Martaban bis nach Pegu, von Rangun bis nach Arakan. Und wie die langersehnte Erfüllung eines alten Verheißungswortes schlug seine Freudenbotschaft in die Herzen ein. Der unbändige Gebirgsbewohner, der dem barmanischen Despoten gegenüber mit Waffengewalt seine Freiheit behauptete; der gram- oder racherfüllte Zurückgebliebene, dessen Familie von einem noch wilderen Stamm in die Sklaverei fortgeschleppt worden war; der Abergläubische, dem die stete Furcht vor den Nats Tag und Nacht keine Ruhe ließ; der Heimatlose, den der grausame Barmane aus den väterlichen Wohnsitzen verdrängt hatte; der wilde Häuptling, der kein anderes Geschäft kannte als Krieg; — sie Alle sammt dem unmündigen Kinde, dem meisterlosen Jüngling, dem aussatzgeplagten Greise horchten, glaubten und umfaßten ihren Herrn mit der ganzen Wärme kindlich-einfältiger Naturen.

Tenasserim war die erste Provinz, in welcher der Morgen des

Heils für das Karenenvolk anbrach. Während Kothabiu predigend in den Bergen umherzog, kam ein Karenenhäuflein ums andere nach Tawoy, um Boardman zu erklären, daß sie dem Evangelium dienen wollen. Auch er suchte nun in Kothabiu's Gesellschaft die zerstreuten Dörfer und Höfe auf, zu denen außer ihren Bewohnern und den wilden Thieren ohne Führer nicht leicht Jemand den Weg findet. Ueber Abgründe, Felsklippen, gefährliche Bergwände, und dann wieder

Eine Karenenhütte.

durch tiefe Schluchten, wo der versteckte Pfad meilenweit dem vielgeschlängelten Lauf eines Baches folgt und man oft eine Stunde lang bis an die Knöchel im Wasser waten muß, gelangt der Wanderer hier zu einem Dorf von höchstens 30 Hütten und muß, um zum nächsten Weiler zu kommen, sich abermals meilenweit durch die Wildniß hindurcharbeiten. Aber wie lohnte sich diese Mühe! Kaum hatten die Leute die frohe Botschaft gehört, so zogen sie schon selbst hinaus, sie weiter zu tragen. Leider war es Boardman nicht lange

vergönnt, in diesem gesegneten Arbeitsfeld zu stehen; die Auszehrung nagte an seinem Leben. Als Miss. Mason, der ihm aus Amerika zur Hilfe gesandt wurde, Ende Januar 1831 in Tawoy eintraf, stand Boardman schon an der Pforte der Ewigkeit. Obwohl sehr schwach, wollte er doch noch einmal seine geliebten Karenen in ihrer Waldesheimat besuchen, wohin sie ihn dringend eingeladen hatten. Die Leutlein hatten ihrem geliebten Lehrer am Fuß der Berge ein Zayat errichtet und führten ihn nun dahin, ehe denn er sterbe. Mason begleitete sie. Am dritten Tag erreichten sie die Stelle. Es war am Ufer eines schönen Waldstromes. Nahezu 100 Karenen hatten sich hier versammelt, von denen die Hälfte auf die Taufe warteten. Auf sein Lager ausgestreckt, durfte Boardman noch Zeuge sein, wie im Strahl der scheidenden Abendsonne Mason die heilige Handlung an 34 Karenen vollzog. „Irdische Lehrer erkranken und sterben, Gott nur bleibt ewig derselbe. Liebet den Herrn Jesum von ganzem Herzen, und ihr werdet auf ewig gerettet sein," war das Abschiedswort des sterbenden Lehrers an die versammelten Christen. Am nächsten Morgen eilte die Missionsfamilie wieder der Heimat zu, aber Boardman entschlief schon unterwegs in dem Boot, das ihn dahin bringen sollte. Schweigend fuhren sie vollends nach Tawoy hinab, wo die gläubigen Barmanen und Karenen die ganze Nacht hindurch weinend sein Bett umstanden. Seine hochbegabte Witwe leitete noch drei Jahre die Schule in Tawoy und wurde dann Judsons zweite Gattin.

Indessen setzte Mason mit seinen Gehilfen das Werk eifrig fort, und es folgten Taufen auf Taufen. Schon 1832 schrieb er mitten aus den Bergschluchten der Karenen: „Nicht länger schreibe ich von den Greueln des Heidenthums, ich habe nur von Segnungen des Evangeliums zu sagen. Mein Brief ist nicht mehr aus einem Heidenlande datirt; der Götterglaube ist von den Ufern dieses Flusses verschwunden. Mein Auge ruht auf Gefilden, welche die Hand der Christen angebaut hat, und ich sehe nur solche Wohnungen, die von christlichen Familien besetzt sind. Als Br. Boardman vor 3 Jahren dieses Volk besuchte, beugten sie ihre Knie noch vor den Dämonen, und alle Laster der Finsterniß wurden von ihnen geübt. Aber er predigte ihnen das Evangelium in der Kraft des h. Geistes; und siehe, Alles ist neu geworden."

Besonders zeichnete sich das Dorf Mata Miu (Dorf der Liebe) aus, welches 1834 mit 100 Bekehrten in 18 neuen Wohnungen angelegt wurde. Wie waren die stumpfen, sinnlichen Menschen jetzt

so lebendig und regsam geworden, dem Herrn zu dienen! Als sie einmal die Worte Jesu vorlesen hörten: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht“ u. s. w., sahen sie einander verwundert an, im Gewissen geschlagen, daß sie bisher so gefühllos gegen Kranke und Leidende gewesen seien. Ein neuer Liebeseifer flammte sofort in ihnen auf; Schulen und Kapellen wurden überall errichtet, Missions- und Mäßigkeitsvereine gegründet. Diejenigen, welche zu Schullehrern bestimmt wurden, waren stets bereit, ihre Familien zu verlassen und Schriften und Lebensmittel auf dem Rücken, Reisen von 6 Monaten nach entfernten Dörfern zu machen. Ein alter Sgau-Häuptling konnte nicht sterben, bis auch sein Bruder bekehrt wäre; so ließ er sich zuletzt von seinem Enkel eine Tagereise weit zu ihm tragen und ruhte nicht, bis er den Anfang eines Gnadenwerks in ihm entdeckte. Bis nach Mergui hinab dehnte sich die Arbeit unter den Karenen aus; dabei wurden auch die Barmanen Tenasserims nicht außer Acht gelassen; aber unter diesem stolzen, selbstzufriedenen Geschlecht fand die Botschaft, welche die Armen und Gedrückten mit solcher Wonne erfüllte, nur wenig Eingang.

Während von Tawoy aus vorzugsweise die Predigt des Evangeliums betrieben und mit der Heranbildung eingeborner Evangelisten begonnen wurde, begann in Maulmein im Jahre 1830 die Missionspresse ihre reichgesegnete Arbeit. Schon ehe Miss. Wade den Karenen ihre wunderlichen Laute abgelauscht und zu klassificiren gesucht hatte, um sie dann mit großem Scharfsinn durch barmanische Schriftzeichen darzustellen, schlüpften die von Judson verfaßten barmanischen Traktate durch alle Ritzen auch ins Königreich Barma ein; seine barmanische Bibelübersetzung verließ 1834 die Presse. Neun Jahre darauf vollendete Mason die karenische Uebersetzung des Neuen Testaments und 1851 diejenige der ganzen h. Schrift. — Kaum war das erste Lesebüchlein und ein kleiner Katechismus in der Karenensprache gedruckt, so verbreitete sich die Kunde davon blitzschnell in die umliegenden Dörfer und brachte Gäste die Menge in die Schule zu Maulmein, wo sie zum ersten Mal von einem Heiland hörten. Und als nun vollends einzelne Bibeltheile erschienen, da fühlten Alle, die es vernahmen, daß sie sich als Volk um diese den Vätern verheißene Gottesschrift schaaren müssen. Sofort begannen sie auch, kräftig Hand anzulegen zur Sammlung der verschiedenen Stämme, und das in Tawoy eröffnete, später nach Maulmein verlegte Seminar lieferte eine ganze Schaar tüchtiger Arbeiter dazu.

Bahnbrecher blieb bei diesem Evangelisationswerk allenthalben Kothabiu, der unvergeßliche Erstling der Karenen. Wohl hatte seine Feuerseele bis zum Ende manch heißen Kampf mit sich selbst zu bestehen, aber er kämpfte ihn ritterlich. Stundenweise rang er im Gebet, wenn je und je Ausbrüche und Reste seiner alten Heidennatur zum Vorschein kamen. Unter allen Predigern des Evangeliums von der Apostel Tagen an ist unter Tausend vielleicht kaum Einer, durch den so Viele zu Jesus geführt worden sind, wie durch den schlichten Kothabiu, der außer seinem Lieblingsthema: Christus der Gekreuzigte, fast so unerfahren war wie ein Kind. Ein Sturmläufer im heiligen Krieg trug er die Fahne Jesu Christi überall hin auf die Zinnen als weithin leuchtendes Zeichen: „Hier ist Immanuels Land!“ Schickte man ihn auf einen neuen Posten, so schien Alles gut zu gehen und jedes Hinderniß wich vor ihm. Blieb er aber irgendwo länger, so vertauschten selbst diejenigen, die Gott priesen, daß Er ihn zum Werkzeug ihrer Bekehrung gemacht hatte, seinen Dienst gern mit dem eines Andern, denn bald wußte der größere Theil der Christengemeinden, zumal ihre jüngeren Glieder mehr als ihr Lehrer; darum haben die Missionare ihn auch nie förmlich zum Pastor ordinirt. Dennoch stand sowohl bei ihnen als bei den eingebornen Christen Niemand in höherer Achtung als Kothabiu.

Zu Anfang des Jahrs 1833 wirkte Kothabiu eine Zeitlang in der Umgegend von Maulmein, dann begab er sich mit Missionar Benett nach Rangun. Dort war, nachdem die Missionare 1826 die Stadt verlassen hatten, einer ihrer barmanischen Bekehrten, der frühere Offizier Ko Thaha als Evangelist von Dorf zu Dorf gezogen und hatte auf viele seiner Landsleute einen tiefen Eindruck gemacht. Im Jahr 1829 zum Pastor geweiht, hatte er 13 Barmanen getauft, worauf eine solche Aufregung entstand, daß Judson bei einem Besuch, den er 1830 in Rangun machte, nicht wagen durfte, öffentlich aufzutreten, wiewohl Viele heimlich bei ihm einsprachen. Dennoch unternahm er damals eine Predigtreise nach Prome; und daß die bekehrten Eingebornen hernach fortmachten, nicht vergeblich den guten Samen bis nach Pegu hinauf und nach Bassein hinüber auszustreuen, war deutlich spürbar an den sich aus jenen Gegenden in Maulmein einstellenden Besuchern. So kam es, daß 1833 wieder ein Missionar seinen Wohnsitz in Rangun nahm.

Bis dahin waren die Karenen im eigentlichen Barma noch unberührt geblieben von dem in der Sprache ihrer Dränger verkündeten

Wort. Nun sollte auch ihnen in ihrem Mutterlaut die frohe Botschaft erklingen. Gleich zwei Tage nach seiner Ankunft in Rangun nahm Kothabiu seinen Stab in die Hand, um, Frau und Kinder im Missionshaus zurücklassend, die umliegenden Karenendörfer zu durchwandern. Da seit dem demüthigenden Friedensschluß die barmanische Regierung den Weißen und ihrer Religion doppelt abgeneigt war, begegnete ihm Anfangs von Seiten der schüchternen Karenen nur scheue Zurückhaltung. Aber bald zündete sein Wort, und durch den Geist von Oben geschürt entbrannten die Herzen von Freude und Sehnsucht über der Kunde, daß das verlorene Buch Gottes nun da sei. Ein Dorf ums andere sandte Männer, Weiber und Kinder ins Missionshaus nach Rangun, die, durch Kothabiu's Predigt angeregt, mehr von der Religion Jesu hören wollten. Befand er selbst sich nicht gerade auf seinen Wanderungen, so war seine eigne Wohnung vom Morgen bis in die Nacht so voll, daß man fürchten mußte, sie könnte zusammenbrechen. Viele glaubten von dem Tage an, da sie zum ersten Mal das Evangelium gehört, an den Herrn Jesum, brachen gänzlich mit dem Geisterdienst, entsagten dem Branntwein, begannen den Tag des Herrn zu halten und suchten einander nach Vermögen weiter zu helfen in christlicher Erkenntniß. Von Ost, West und Nord liefen Bitten ein um Lehrer und Prediger, denen die heilsverlangenden Karenen bereit waren, Zayats und Schulhäuser zu erbauen, und mit solchem Leidenssinn waffneten sich bereits die vier Erstlinge, die am 10. Nov. 1833 in Rangun getauft wurden, daß sie erklärten: „Wenn der Gouverneur befiehlt, man solle unsre Köpfe abschneiden, so mag ers thun. Wir glauben an den Herrn Jesum, und tödtet man uns, so gehen wir dahin, wo Er ist, und werden glücklich bei Ihm."

Der erwartete Verfolgungssturm brach 1835 wirklich los. Ko Thaha wurde in den Stock gelegt und vier Monate lang suchte man in Rangun aller Christen habhaft zu werden. Erst nach vielen Martern und Drohungen wurde der Barmanenprediger Sanlone, weil er englischer Unterthan war, wieder freigelassen, jedoch all seiner Habe beraubt. Dessen ungeachtet fuhren Bekehrte aus Maulmein zu predigen fort und unter den Aengsten kamen immer neue Früchte zu Tag. Besonders wirksam war jetzt auch die Predigt unter den nördlich von Rangun gegen Pegu hin in verborgenen Dörfern wohnenden Karenen, denen Kothabiu sich in dieser Zeit besonders widmete. Ganze Familien, die betagten Patriarchen des Waldes an

der Spitze, ließen sich hier taufen und waren bereit, ihr Letztes um Christi willen dranzugeben. Auch in diese Verstecke drang die Verfolgung, trotz aller Bedrängnisse aber wurden die Evangelisten fortwährend mit offenen Armen aufgenommen. — In Rangun steigerte sich indeß der Fremdenhaß der Behörden so, daß die Missionare sich 1838 zurückzogen, weil ihre Anwesenheit ihren Zuhörern den Charakter von Rebellen gab; doch blieben 15 Gehilfen in der Stadt selbst und den angrenzenden Bezirken angestellt. Wie gesegnet durch sie das Werk fortgieng, zeigte sich u. A. darin, daß einige Jahre später 40 junge Männer nach Maulmein kamen, um die dortige Schule zu besuchen.

Während dieser Verfolgungszeit öffnete sich dem Evangelium eine zeitweilige Freistatt in dem Distrikt von Bassein, wo durch Besuche von Missionaren und die rastlose Thätigkeit eingeborner Bekehrter schon bedeutende Gemeinden gesammelt, aber bereits auch ein Gegenstand des Argwohns geworden waren. Die Wege, deren sich Gott hiezu bediente, führen uns nach Awa zurück. Dort hatte nach dem Friedensschluß Dr. Price mit Genehmigung der barmanischen Regierung neben seiner ärztlichen Thätigkeit auch seine Schule und den sonntäglichen Gottesdienst fortgesetzt, aber schon 1828 seinen Lauf vollendet. Im Jahr 1833 hatte hierauf Miss. Kincaid die Mission erneuert. Schaaren waren ihm und seinen Gehilfen zugeströmt, aber der sichtbare Erfolg seiner Wirksamkeit und besonders die Taufe des gelehrten Buddha-Priesters Maung Kay hatte die Aufmerksamkeit der Behörden erregt und allerlei die Missionsthätigkeit beschränkende Verordnungen veranlaßt, worauf dann der 1837 zur Regierung gekommene König Tharawadi die amerikanischen Lehrer ganz aus der Stadt verwies.

Unter den in Awa bekehrten Barmanen nun befand sich auch der Bruder einer Ehrendame der Königin (S. 78). Vergeblich bemühte diese sich, den Abgefallenen zum Buddhismus zurückzuführen. Um ihn nun wenigstens aus Awa zu entfernen, wirkte sie ihm 1836 die Ernennung zum Karenengouverneur in Bassein aus. Kaum war er da angekommen, so wurden eingefangene Karenen vor ihn gebracht, beschuldigt, den fremden Gott anzubeten. Er setzte sie frei, und bald verbreitete sich das Gerücht, der neue Statthalter dulde nicht nur die Religion Jesu, sondern beobachte auch dessen Tag und halte seine Gebote. Es war kein Zweifel, er mußte selber ein Christ sein! So hatten die Verfolgungen also hier ein Ende, und unter seiner zwei-

jährigen Amtsführung nahm das Werk mächtig zu. Namentlich wuchs es nun auch auf den westlichen Grenzbergen gegen Arakan hin. Ihren Abhängen entlang waren viele bekehrte Karenen aus Bassein, die sich das „weiße Buch," das die Barmanen ausrotten wollten, nicht hatten nehmen lassen, zu ihren nördlicheren Brüdern

Barmanische Dame.

heraufgekommen und hatten ihnen „die Ankunft Gottes im Lande" verkündet. So entstand nun auch hier eine mächtige Bewegung.

Diesen heilsverlangenden Seelen die Hand zu reichen, ließ sich 1840 Miss. Abbot in der nur 8 Stunden von der barmanischen Grenze entfernten Seestadt Sandoway auf britischem Gebiet nieder. Mit ihm traf auch Kothabiu ein, der hier in seiner Heimatprovinz Arakan seinen letzten Wirkungskreis finden sollte. In den Jahren 1837—39 war er in gewohnter Weise bald in Maulmein, bald in Rangun thätig gewesen; in Arakan war es ihm nur noch beschieden, in einem einzigen Dorfe seine Zeugenstimme zu erheben, aber auch

hier durfte er seine Aussaat schon sprossen und blühen sehen, ehe er wenige Monate nach seiner Ankunft am 9. September 1840 in Folge heftiger Gichtbeschwerden, zu denen sich noch eine Lungenentzündung gesellte, zur Freude seines Herrn eingieng. — In allen andern Angelegenheiten des Lebens sprichwörtlich unwissend und ungelehrig, entfaltete Kothabiu bis an sein Ende in seinen Predigten eine Fülle des Gedankens und eine Kraft der Beleuchtung, welche Alle staunen machte, die Gelegenheit hatten, ihn zu hören. Man spürte, ihm war viel vergeben, darum liebte er viel, und so glänzte denn sein Pfad wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet bis auf den vollen Tag.

In Sandoway gieng die Arbeit auch nach Kothabiu's Heimgang in großem Segen fort. Bald sah man lange Züge von Karenen über das Gebirge kommen, der Gefahr nicht achtend, vielleicht in die Hände der Grenzwächter zu fallen. Die Missionsschule füllte sich mit Zöglingen, die sich in ihr zur Verkündigung des Evangeliums tüchtig machen wollten; in Jahresfrist waren 427, innerhalb 5 Jahren über 3000 Karenen getauft, es entstanden mehrere Christendörfer mit hübschen Kapellen in ihrer Mitte. Darüber ergiengen neue Verfolgungsedikte von Seiten Tharawadi's; ganze Familien wurden in ihren Wohnungen oder Gotteshäusern ergriffen, die Männer gepeitscht, die Frauen paarweise gefesselt und Alle eingekerkert und dem Hunger preisgegeben, bis ein Lösegeld erpreßt war, das sie oft aller ihrer Habe beraubte. Dennoch weigerten sie sich Mann für Mann, Christo zu entsagen. Ueber 200 Familien wanderten, durch die Gebirgspässe sich hinschleichend, nach Arakan aus, aber unter ihnen fieng nun die Cholera zu wüthen an. Viele kehrten wieder über die Berge zurück ins Land der Verfolgung, und noch Mehrere kamen unterwegs im Dschangel um. Abbot selbst, der mit dem barmanischen Prediger Myat Kyau 2000 Karenen in Einem Jahr getauft hatte, verlor Frau und Kinder und mußte 1845 erschöpft nach Amerika zurückkehren. Auch andere Missionare starben oder erkrankten, und schon triumphirten die Buddhistenpriester. Aber die barmanischen Missionsstationen schickten den verwaisten Gemeinden tüchtige Nationalgehilfen zu, und als 1848 Abbot nach Sandoway zurückkam, konnten ihm die Prediger Tway Poh und Myat Kyau 1500 neugetaufte Karenen zuführen und von unzähligen Andern reden, die vom Süden bis zum Norden herauf auf die Taufe warteten.

Auch in Bassein nämlich wirkten, obschon die den Christen dort geschenkte Ruhezeit längst vorüber war, eingeborne Prediger

muthig fort und arbeiteten so den Brüdern in Sandoway kräftig in die Hand. Doch trat der tiefe Groll der barmanischen Regierung gegen die Fremden und ihre Religion nun immer unverhohlener hervor. In Rangun traf 1847 noch einmal Judson ein, um den mehr als 500 verlassenen Christen dieser Provinz zu Hilfe zu kommen, ehe sie zurückfielen oder den eingedrungenen katholischen Priestern zur Beute würden; aber der Vicestatthalter machte auch diesem Versuche durch neue Verfolgungen ein schnelles Ende. Später ließ in Rangun selbst der Widerstand etwas nach, so daß die Missionare Kincaid und Dawson ungehindert einen Besuch da machen konnten; in Bassein dagegen erreichte die Verfolgung ihren Höhepunkt erst mit dem Ausbruch des zweiten englisch-barmanischen Kriegs im Jahr 1852. Hier wurde beim Anrücken der britischen Armee Thagua, der Prediger des „weißen Buches“ in dieser Gegend, von den Beamten festgenommen auf die Anklage hin, er habe die Engländer ins Land gerufen, daß sie es erobern. Schon auf dem Wege zum Gefängniß bekam er 30 Peitschenhiebe; auch sein Sohn und sein Neffe wurden in ähnlicher Weise mißhandelt. Einige Tage lag er im Kerker, und so oft er vorgeladen wurde, erfuhr er körperliche Mißhandlungen. Zuletzt banden sie ihn an ein Kreuz, schossen nach ihm, rissen ihm die Eingeweide aus und hieben ihn in Stücke. Aber fünf Tage darauf zogen die Engländer in Bassein ein; die Jünger, die noch gefangen saßen, wurden in Freiheit gesetzt und kurz darauf ganz Süd-Barma weit über die Grenzen des einstigen Königreichs Pegu hinaus dem anglo-indischen Kolonialreich einverleibt.

Judson erlebte diesen Tag nicht mehr. Er starb am 12. April 1850 auf einer Seereise, die ihm die Aerzte zu seiner Erholung angerathen hatten, und seine irdische Hülle wurde in den indischen Ocean versenkt, bis zu dem großen Tag, da auch das Meer seine Todten wiedergeben wird. — Ein Meister in der barmanischen Sprache und bis an sein Ende voll wunderbarer Kraft und Frische, hatte er beinahe vier Jahrzehnte hindurch der Leiter eines Werkes sein dürfen, das durch den darein blasenden Lebenshauch von oben eine so wunderbare Ausdehnung gewann, daß ihm zuweilen zu Muthe war wie einem Manne, der eine mächtige Maschine, die er nicht mehr in seiner Gewalt hat, sich in Bewegung setzen sieht. Er hatte oft gebetet, so lange leben zu dürfen, bis hundert bekehrte Barmanen da wären und die Bibel in ihre Sprache übersetzt sei. Wie viel Größeres war ihm doch beschert worden!

Wie der erste, so hatte auch der zweite barmanische Krieg eine bedeutende Erweiterung des Missionswerks zur Folge. Schnell drangen durch die neu geöffneten Pforten die Boten des Friedens ein. Die Bedienung der westlichen Karenenstämme wurde jetzt von Sandoway nach Bassein verlegt; am Irawadi erstanden die Stationen Henthada und Prome, am Sitang Schwaigjin und Taungu. Die letztere, weitaus der wichtigste der neu besetzten Posten, liegt im eigentlichen Herzen des Karenenlandes. In der Stadt selbst wohnen neben 20,000 Tailings und Barmanen 30,000 Karenen, und ihrer wohl 50,000 sind über den jetzt den britischen Besitzungen einverleibten Theil der nahen Bergreviere zerstreut. In den Gebirgen aber, deren Höhenzüge sich nach Osten zu in geringer Entfernung vom Ufer des Sitangflusses majestätisch hinter einander aufthürmen, beginnen die Wohnsitze der freien Rothkarenen (so genannt wegen ihrer rothgestreiften Hosen). Hier, auf dem hohen Tafellande, waren sie lange ein Schrecken der Barmanen und Schans, indem sie stets auf Plünderungen, Menschenraub und Mord ausgiengen. Erbeutete Menschen verkauften sie, so weit sie ihrer nicht bedurften, als Sklaven, und zwar Barmanen an Schans und Schans an Barmanen (S. 82). Auch die andern Karenenstämme dieser Gegend befanden sich bei der Ankunft der Missionare in einem fortwährenden Kriegszustand. Auf dem Wege zu jedem Dorf waren heimliche Fallen gelegt und Speere und gespitzte Bambus in den Grund gestoßen, um dem angreifenden Theil die Füße zu verwunden oder ihn vom Dorfe abzuhalten. Die Wohnungen der Dörfer bildeten eigentlich ein großes Haus wie eine Arche Noahs mit verschiedenen Kammern, so daß Alle stets zu gemeinsamem Angriff wie zu gemeinsamer Flucht bereit waren. Näherte sich ein Unbekannter, so mußte er zuvor das Signal seiner Ankunft geben, oder er wurde als Feind oder Spion getödtet, auch durfte er ohne Zustimmung des Dorfhäuptlings nicht wieder gehen, oder er verwirkte gleichfalls sein Leben. Dieser Brauch brachte die Bahnbrecher der Mission bei ihren ersten Besuchen in nicht geringe Schwierigkeiten und Gefahren. Aber auch diese wilden Stämme neigten sich alsbald mit mächtigem Herzenszug dem ihnen verkündeten Friedefürsten zu.

Die Ehre, der eigentliche Gründer der Mission zu sein, war auch hier einem Karenenprediger beschieden. Zwar hatte Dr. Mason dieselbe 1853 im Auftrag der Konferenz zu Maulmein zu eröffnen, allein seine Gesundheit erforderte so dringend eine Erholungsreise in

die Heimat, daß er gleich nach dem ersten hoffnungsvollen Anfang an einen Ersatzmann denken mußte. Am geeignetsten hiezu schien ihm unter den ihm bekannten Eingebornen der in Tenasserim unter seinen Augen herangewachsene Sa Quala, in dessen elterlichem Hause einst Kothabiu zuerst die Gnade Gottes in Christo verkündet hatte. Sobald diese süße Botschaft an Sa Qualas Ohr gedrungen war, hatte der damals 16jährige Jüngling erkannt: „Ja, das ists, worauf

Karenen-Räuber.

wir harrten.“ Im Dez. 1830 hatte er zu Tawoy die Taufe erhalten, und als Boardman sich zum letzten Mal unter seine lieben Karenen in den Dschangel tragen ließ, war unter denen, die kamen, um ihn in einer Sänfte hinzubringen, auch Quala gewesen. Bei jenen feierlichen Zusammenkünften im Walde, in denen der scheidende Vater zu seinen geistlichen Kindern noch von Tod, Gericht und ewigem Leben sprach, war Quala sammt seiner Mutter und Schwester unter den Ersten, die kamen, und unter den Letzten, die giengen. Qualas

Hand half ihn zu dem Boot tragen, auf dem sein Geist den Flug zur ewigen Heimat nahm; seine Hand trug die entseelte Hülle des geliebten Lehrers mit zu ihrem letzten Ruheplatz.

Mason entdeckte als Boardmans Nachfolger bald Oualas ungewöhnliche Begabung und schickte ihn deßhalb zu seiner weiteren Ausbildung für etliche Monate nach Maulmein. Von dort zurückgekehrt, wurde er Masons rechte Hand sowohl bei seiner Bibelübersetzung als auch bei seinen Ausflügen in den Busch. Bisweilen fuhren sie zusammen auf einem zerbrechlichen Floß den Tenasserimfluß hinab, oft kaum mit dem Leben entrinnend, wenn es in den Stromschnellen überstürzte. Ueberfiel sie die Nacht, so schliefen sie unter dem breiten Blätterdach eines Waldbaumes, in dessen Nähe sie Morgens nicht selten Fußstapfen eines Tigers fanden. So dehnten sie manchmal ihre Reise auf mehr als 200 Stunden aus, von Thalschlucht zu Thalschlucht, von Dörflein zu Dörflein wandernd und bis nach Mergui hinab den Grund zu neuen Gemeinden legend. Im April 1847 wurde Quala dann förmlich zum Predigtamt ordinirt und bediente von da an eine der bedeutendsten Gemeinden Tenasserims als Pastor.

Als jetzt Masons Missionsruf an Quala ergieng, suchten sich die Gemeinden von Tawoy und Mergui seinem Gehen mit aller Macht zu widersetzen. Allein Gott selbst hatte in Oualas Herzen schon einen brennenden Drang geweckt, das Panier Christi in einer Gegend aufpflanzen zu dürfen, wohin noch kein Bote des Evangeliums gedrungen sei, und so willigten schließlich Alle, die zuerst eine Bittschrift um sein Bleiben unterzeichnet hatten, mit Thränen ein, ihn ziehen zu lassen. Das Werkzeug, Oualas Missionstrieb zu wecken, war ein Mann gewesen, der auf wunderbar verschlungenen Wegen ohne eigentliches Ziel von den Ufern des Sitang nach Tawoy hinabgeführt wurde, dort Lebenswasser für seine lechzende Seele fand und nun sehnlich wünschte, daß auch über den finstern Bergen seiner Heimat das Licht aufgehen möchte, in dessen Schein sein eignes Herz froh geworden war.

Gerade rechtzeitig, um von Mason noch in sein Amt eingeführt zu werden, kam Quala (Dez. 1853) in Taungu an. Wie ein Lauffeuer drang hier bald seine Friedens- und Freudenbotschaft durch Wald und Berg; die rührendsten Klagen und Vorwürfe ergiengen an ihn aus Orten, die er auf seinen Wanderungen noch nicht erreicht hatte. Deßhalb sammelte er sogleich junge Männer um sich, die er

unterrichtete und alsbald als Gehilfen brauchte. Auch sie zogen nun in den Dörfern umher, und 1856 waren bereits über 2000 Getaufte in 30 Gemeinden gesammelt. Als Mason 1857 nach Taungu zurückkehrte, wurde er im dichten Buschwald ganz unerwartet von bekehrten Eingebornen willkommen geheißen. Karenenhäuptlinge empfiengen ihn mit ihren Leuten, bauten eine Sänfte aus Bambus und trugen ihn von Dorf zu Dorf, manchmal an steilen Bergwänden hinauf, dann wieder durch enge Schluchten Wege hauend, bis sie 1000′ hoch über der Ebene standen. Weithin sah man da die Bergwände bedeckt mit Männern, Weibern und Kindern, die dem weißen Lehrer entgegengekommen waren; er wurde von Gehilfen begrüßt, die Quala in der Kirche der Wildniß herangebildet hatte. Am Südabhang der hier aufgethürmten Berge standen 6 Christendörfer, am Nordabhang 15, alle in drei Jahren wie durch ein Wunder aus der Finsterniß des Heidenthums hervorgewachsen. Ueberwältigt von den an seinen Augen vorüberziehenden Scenen, schrieb Mason damals: „Sa Quala und Sa Schapau (ein andrer minder begabter, aber innig frommer Nationalgehilfe, den Mason gleich zur Gründung der Station nach Taungu mitgebracht hatte) sind thatsächlich Bischöfe, und kein Bischof hat je mit mehr Umsicht, Aufrichtigkeit und Erfolg gearbeitet, als diese beiden in den letzten 3 Jahren. Eine Anzahl von Gehilfen und Schullehrern aufzustellen, wie dieß hier geschehen ist, so daß 45 Stationen mit Lehrern besetzt sind, und das alles aus ihrer eignen Mitte, ist, glaube ich, eine in der Missionsgeschichte noch nie dagewesene Erscheinung.“

4. Tage der Sichtung und Bewährung.

Dreißig Jahre hindurch hatte die Karenenmission nun einem fast ununterbrochenen Erntetag geglichen, da ists in der That nicht zu verwundern, daß es der Feind durchsetzte, auf eines der hoffnungsvollsten Saatfelder sein Unkraut zu säen. Fast demüthigender noch als die Art, wie ihm dieß gelang, ist aber, daß in den nun folgenden zwei Jahrzehnten auch an andern Orten aus Mangel an den nöthigen Schnittern ein gewisser Stillstand eingetreten ist, ja an manchen sogar ein wirklicher Rückschritt stattgefunden hat. Den pfingstfestartigen Anfängen der Karenenmission nach hatte es den Anschein gehabt, als sollten mit wunderbarer Schnelligkeit alle Stämme dieses Volkes um das Friedenspanier Jesu geschaart werden; nun aber sind ein halbes Jahrhundert nach jener folgenreichen ersten Karenentaufe in

Tawoy nicht nur viele Karenenstämme außerhalb der britischen Grenzen noch unerreicht vom Schall des Evangeliums, sondern auch innerhalb derselben ist der ganze breite Landstrich zwischen dem Sitang und Irawadi von der Stadt Pegu nordwärts bis zur Grenze des heutigen Barmas hinauf, obgleich wimmelnd von Karenen, noch immer vernachlässigt, die kleinen Strecken ausgenommen, welche der Rangun- und Henthada-Mission zugetheilt sind. Dafür aber scheint der Buddhismus in Barma statt zu altern sich vielmehr zu verjüngen, indem er wie vor Zeiten missionirend auftritt. Nur mit Beschämung kann ein christliches Ohr hören, was er in den letzten 20 Jahren unter den Karenen geleistet hat. „Wenn wir uns unsrer Erfolge rühmen," schreibt Miss. Rose aus Rangun, „so können Gautamas Priester deren 20, ja 50 mal mehr aufweisen. Als 1852 die Engländer diese Provinz eroberten, warf vielleicht eine Karenenfamilie ihren Reis und Kari in die Töpfe der gelbgekleideten Mönche, wo es jetzt 20 oder 50 thun, und wo Gautamas Priester vor 30 Jahren 2 M. einnahmen, erhalten sie jetzt wohl 200. Ich zweifle nicht, daß in den letzten zehn Jahren auf jeden zu Christus bekehrten Karenen ihrer 10—20 zum Buddhismus übergetreten sind, auf jeden für Christum gewonnenen Barmanen aber leider mehrere kommen, die durch englischen Arak und Opium vergiftet in ein frühes Grab gesunken sind." Dazu missioniren neben den Buddhisten nun auch die Katholiken eifrig in Barma.

Die amerikanischen Missionare aber können sich heute unmöglich noch in der Art eines Judson ausschließlich der Heidenpredigt widmen. Die Reisepredigt wird zwar noch immer nach Kräften betrieben; oft geben auch die mehrtägigen heidnischen Leichenfestlichkeiten schöne Gelegenheit, in die dazu versammelten Schaaren einige Lebensworte hineinzuwerfen, aber selbstverständlich erfordert doch die Heranbildung, Ueberwachung und Leitung der eingebornen Prediger und Lehrer einen großen Theil der Zeit der Missionare, ganz abgesehen davon, daß auf jeder Hauptstation auch größere Knaben- und Mädchenanstalten bestehen. Diese sind dringendes Bedürfniß, denn als ein abermaliger Beweis, wie das Christenthum die unfehlbare Grundlage der Civilisation ist, beginnt sich unter den Karenen ein außerordentlicher Wissensdurst zu regen. Wollten die Baptisten ihm nicht Rechnung tragen, so würde die Jugend ihrer Gemeinden dadurch sicher in die Anstalten der Anglikaner und Katholiken getrieben, die jetzt im Unterrichtswesen eine große Rührigkeit entfalten. Niemand denke jedoch, es bestehe

bei den Karenen irgend ein Gegensatz zwischen Bildung und dem Evangelium; die Bibel ist in ihren Augen die Fundgrube aller Weisheit und ihrer und auch ihrer Kinder einzige Hoffnung. Sie wird daher in allen Dorfschulen, sowie in den städtischen Normalschulen als tägliches Lesebuch gebraucht. Die von Miss. Abbot, Frau Wade und Frau Whitaker verfaßten Katechismen sind die ersten Lesebücher aller Kinder und werden von Hunderten auswendig gelernt. Auch darum sind diese Missionsschulen aber von großem Werth, weil viele Heiden ihre Kinder gerne hinschicken, wodurch nicht nur die Jungen unter christlichen Einfluß kommen, sondern auch die Eltern mit dem Evangelium bekannt werden. Dies ist doppelt wichtig, da die heidnischen Karenen die Kunst des Lesens nicht verstehen, also durch die Verbreitung christlicher Schriften nicht unter ihnen gewirkt werden kann. Eben deßhalb aber sollte mit den wachsenden Anforderungen an die Kraft der Missionare deren Zahl so vermehrt werden können, daß über der Arbeit an den jungen Gemeinden die Heidenpredigt nicht zu kurz käme, denn sobald der Missionar diese nicht mehr zu seinem Hauptgeschäft machen kann, werden gar zu leicht auch die von ihm herangebildeten Jünglinge mehr Pfarrer als Evangelisten. An wiederholten dringenden Bitten um Verstärkung aus der Heimat hat es von Seiten des amerikanischen Arbeiterhäufleins in Burma nicht gefehlt, da es trotz der muthigsten Anstrengungen seiner Aufgabe nach keiner Seite hin in ihrem ganzen Umfang nachzukommen vermag; aber trotzdem hat sich in den letztverflossenen Jahren die Zahl der Missionare eher vermindert als vermehrt, indem mehrere der alten Veteranen zu ihrer Ruhe eingiengen und diese und jene junge Kraft nach Gottes unerforschlichem Rathe unerwartet geknickt wurde.

Im Ganzen erhalten jetzt in 10 weitläufigen Missionsbezirken 394 Gemeinden mit 20,000 getauften Karenen christliche Pflege. Da nach baptistischen Grundsätzen nur für bekehrt angesehene erwachsene Personen die Taufe erhalten, wird man kaum irre gehen, wenn man die namenchristliche Karenenbevölkerung in Britisch-Burma auf 100,000 Seelen berechnet. Dazu kommen etwa 1000 getaufte Burmanen, unter denen doch fort und fort einzelne Seelen gewonnen werden, wenn auch nicht Schaaren, wie unter den Bergvölkern. Hier ists eine Frau, die, nachdem sie lange die Mißhandlung des noch heidnischen Gatten getragen, endlich auch ihn nach sich zieht zu den Füßen des Gekreuzigten; dort ein Mann, dem nach langer Geduldsarbeit auch

sein widerstrebendes Weib geschenkt wird; oder ein Kind, dem in der Schule der erste Strahl der Liebe Jesu ins Herz geleuchtet hat, und das dann auch die Wohnung der bekehrten Eltern zu einer Friedensstätte verklärt sehen darf. — Wie schon erwähnt, nimmt sich neben den Baptisten, die ihre Hauptkraft am liebsten auf die Predigt werfen, in neuerer Zeit die anglikanische Kirche in Britisch-Barma hauptsächlich des Jugendunterrichts an, und auch zu diesem Zweig des Werks bleibt der göttliche Segen nicht aus. So lohnt sichs denn wohl die Mühe, daß wir noch einmal die Runde machen durch die uns bereits bekannten Plätze, um dießmal nicht die Natur- und Volkseigenthümlichkeiten, sondern die von oben gepflanzten höheren Lebenskräfte zu belauschen, so weit ihre Wirkungen für ein menschliches Auge wahrnehmbar sind.

Auffallend still ist's in der Provinz Tenasserim geworden, mit der wir abermals unsere Wanderung beginnen. Das wunderbare Wehen des Geistes, das in Kothabiu's Tagen die Herzen bewegte, ist verrauscht; abgesehen aber von den bereits in die himmlischen Scheunen eingesammelten Garben stellt sich uns die Frucht der damals begonnenen Aussaat in der Gestalt von 21 Gemeinden dar, die sich auf weite Entfernungen hin um ihre Mutterstation Tawoy herreihen und von eben so vielen eingebornen Predigern bedient werden. Nicht einen Missionar, sondern denselben Kapitän Briggs zum Führer nehmend, der dem heidnischen Treiben der Tailings eine so angenehme Seite abzugewinnen wußte, beschauen wir uns eine jener Dorfgemeinden, denn wie dieser heitre Lebemann es vor 20 Jahren traf, steht es noch heute dort.

„Meine Pflicht erforderte," so erzählt er, „daß ich den Distrikt bereise und die Stimmung der Leute erforsche; ich gieng also über das Gebirge durch den Urwald, den noch keine Axt berührt hat, je und je nach Wild oder Kaisertauben schießend. Es wurde Abend, als mein Karenenbegleiter uns an eine Mündung des Tenasserimflußes führte, wo wir in der Ferne singen hörten. Wunderbar berührte mich dieser Klang in der Wildniß. Ich erkannte eine der altmodischen Melodien, welche an die Schulzeiten erinnern; der Sonntag fiel mir ein, und ich schaute fragend nach dem Führer. „Sie sind im Abendgottesdienst," sagte er — und so giengen wir auf die Bambuhäuser los, die, jedes in seinem Gärtchen versteckt, einen Schuppen umgaben, in welchem Alt und Jung, Mann und Weib,

auch viele Kinder, still und feierlich beisammen saßen, während ein Aeltester mit großem Ernst predigte. Der Missionar, der sie seit einem Jahr nicht hatte besuchen können, wohnt 12 Stunden entfernt; doch hatten sie ununterbrochen auch in diesem Weiler ihren Gottesdienst fortgesetzt. Wer kann zweifeln, daß dies wahre Christen waren?“ Eben dieser Kapitän Briggs gibt als ein Beamter von 9jähriger Erfahrung den christlichen Karenendörfern auch das Zeugniß, daß ihrer zehn, ja daß sie alle zusammen der Polizei weniger zu thun geben, als Ein karenisches Heidendorf. — Die Oberaufsicht über sämmtliche Gemeinden bis nach Mergui hinab liegt in der Hand des Einen Missionars in Tawoy, der noch immer je und je die mühsamen Wanderungen und gefährlichen Stromfahrten der ersten Sendboten wiederholt und dann und wann einen Zuwachs aus den Karenen sehen darf, aber kaum je aus den sich hier beharrlich ferne haltenden Tailings und Barmanen.

Wie Tawoy, so hat auch Maulmein, die eigentliche Wiege der Karenenmission, jetzt viel von seiner früheren Bedeutung verloren, denn Presse und Predigerseminar sind längst nach Rangun verlegt. Der ganze Distrikt zählt heute 3 barmanische und 15 karenische Baptistengemeinden, deren jährliche Beiträge für Kirchen- und Missionszwecke nahe an 6000 M. betragen. In Ermanglung von Männern, hatte 12 Stunden nördlich von Maulmein in den Jahren 1836—40 eine muthige Jungfrau, Miß Eleonore Macomber, sich mitten unter einem der Trunksucht ergebenen, halbwilden Volke niedergelassen und unerschrocken fortgearbeitet, auch als die Heiden Versuche machten, ihr Zayat in Brand zu stecken. Viele Heiden nebst dem Häuptling ließen sich in Folge ihres bis zu ihrem seligen Heimgang dauernden Wirkens taufen, und noch heute blüht diese kleine Gemeinde unter der Pflege eines eingebornen Pastors fort, während die im gleichen Dorfe wohnenden Heiden sich zusehends durch Branntwein und Opium zu Grunde richten.

Während Geldverlegenheiten nach mancher Richtung hin den Aufschwung der amerikanischen Mission hemmten, eröffnete im Jahr 1859 die Ausbreitungsgesellschaft eine englische Missionsschule für Barmanen in Maulmein. Obschon den Eltern mitgetheilt wurde, daß diese Schule die Bekehrung ihrer Kinder bezwecke, waren dennoch bald über 100 Knaben beisammen, deren Zahl sich in der Folge nahezu verdoppelte. Sie wurde aber 1872 nach Rangun verlegt.

Und nun hinüber zur Mündung des schönen Sitangfluffes, auf

dem sich mit einem kleinen Dampfer die beiden an seinem Ufer gelegenen Stationen jetzt in wenigen Tagen erreichen lassen. Da finden wir im lieblichen aber fieberischen Schwaigjin Miss. Harris, den Gründer der dortigen Mission, seit dem Jahr 1853 noch immer muthig an der Arbeit. Zwei Gattinnen sind ihm schnell nach einander ins Grab gesunken, aber wie reichlich hat ihn nicht Gott dafür getröstet! Vor seiner Ankunft war hier der Name Jesu noch unbekannt, jetzt reiht sich um die Mutterstation ein Kranz von 28 Filialen, die schon im Jahre 1868 aus freien Stücken den Wunsch aussprachen, künftig weder für ihre Prediger noch für ihre Schulen mehr Unterstützung aus der amerikanischen Missionskasse zu erhalten und daneben noch einen eigenen Missionsfond gründeten. Unter den eingebornen Predigern steht hier Miss. Harris treulich der wackre Dumu zur Seite, durch den einst die ersten Missionsgedanken in Sa Quala geweckt wurden.

Nicht so ungetrübt wie in Schwaigjin war der Fortgang des Werks in dem anfangs so wunderbar gesegneten Taungu; kaum werden sich je auf einem und demselben Missionsgebiet in so kurzer Zeit so freudige und so tief schmerzliche Erfahrungen gedrängt haben wie hier. Dr. Mason und seine eifrige zweite Gattin durften nach Sa Qualas Pionierdienst hier Erfolge ihrer Arbeit, Siege des Evangeliums sehen, wie sie nur wenigen Sendboten zu schauen vergönnt sind. Aber der Weihrauch, welcher Frau Mason 1860 auf einer nach England und Amerika unternommenen Reise für das gestreut wurde, was doch nur Gottes Geschenk war, trübte den einfältigen Glaubensblick der armen Missionsfrau dermaßen, daß sie in eine Reihe abenteuerlicher Irrlehren verfiel. Sie fieng an, die Karenen wegen ihrer merkwürdigen väterlichen Ueberlieferungen und ihrer Bereitwilligkeit sich unterrichten zu lassen, für ein besonders auserwähltes Geschlecht zu halten und entdeckte bald in ihrer Sprache, in den Zieraten ihrer Kleider und andrer Eigenheiten Spuren einer ursprünglichen, nur halb verwischten Gottesoffenbarung. Was sie dann alles von der „Gottsprache“ auffand, welche den Karenen gleichsam als Angebinde von der Wiege der Nation mitgegeben sein sollte, schmeichelte dem kindisch schwachen Völklein. Manches, was sie so bezeichnete, grenzte an Aberwitz, aber selbst ihr Gatte, obwohl im Ganzen nüchterner, ließ sich von ihr mit fortreißen; auch er glaubte, die Karenen seien jedenfalls einer der verloren gegangenen 10 Stämme Israels. Die Baptistengesellschaft fand diese Spekulationen der excentrischen Dame so gefährlich, daß

sie im Jahre 1863 sie und ihren Gatten aus ihrem Dienste entließ. Durch die vorher so blühende Mission gieng jetzt ein tiefer Riß. Nicht nur wurden die Herzen vieler eingebornen Christen, die nach der einen oder andern Seite hin Partei ergriffen, einander entfremdet, sondern selbst heidnische Dörfer erklärten, sie kommen zu keiner Entscheidung fürs Christenthum, weil ja die Christen unter einander selbst uneins seien. Vergeblich war Dr. Mason, der nach einiger Zeit wieder in den Verband der Baptistenmission aufgenommen wurde, nach Kräften bemüht, die entzweiten Karenenherzen einander wieder nahe bringen; vergeblich betraten auch andre Missionare den Kampfplatz und suchten den Riß zu heilen. Obgleich Sa Quala nach einigen Irrgängen sich wieder zurechtfand, folgten doch die meisten Lehrer der hochbegeisterten „Mama“ durch dick und dünn, bis die arme Prophetin eine neue Schwenkung machte und sich zur hochkirchlichen Lehre bekehrte.

Jetzt wurde der Bischof von Kalkutta, Dr. Milman, aufmerksam auf die Karenendörfer der Mason'schen Richtung und sandte 1871 den Miss. Trew von Rangun zu Untersuchung dahin. Dieser fand aber, daß die baptistischen und anglikanischen Lehren nirgends in ihrer Verschiedenheit richtig erkannt wurden, sondern nur, daß man nach englischen Lehrern verlange. Wie hochkirchlich er auch denken mochte, bekannte sich der ehrliche Mann daher entschieden zu der Ansicht, wenn man diesen Sektirern keine Hoffnung auf Hilfe von außen eröffne, könne die Spaltung leicht geheilt werden. Allein auf Frau Masons wiederholte Bitten sandte der Bischof dennoch einen anglikanischen Missionar nach Taungu, und so ist unter diesen jungen Heidengemeinden die Zerspaltenheit der alten Christenheit nun bleibend repräsentirt. Bis jetzt haben sich 29 Karenendörfer den Anglikanern angeschlossen. Dr. Mason, den die Schwenkungen seiner excentrischen Gattin bis an sein Ende in die peinlichste Lage versetzten, starb 75 Jahre alt im J. 1874 zu Rangun. So trüb auch der Lebensabend des greisen Veteranen war, hat er den Karenen doch ein bleibendes Vermächtniß hinterlassen dürfen durch seine treffliche Bibelübersetzung in den zwei Dialekten der Sgau und Pwo.

Die Arbeit in Taungu theilt sich hauptsächlich in das Werk unter Schans und Barmanen und in das unter den Stämmen der Paku und der Bghai-Karenen. Dem ersteren widmete sich von den Amerikanern Dr. Croß, dem letzteren Miss. Bunker; unter beiden zusammen zählen die Baptisten 135 Gemeinden mit 3984 Gliedern. Den Wirren auf geistlichem Gebiet sind hier im Jahre 1874 auch

leibliche Nöthen gefolgt, indem Schaaren von Ratten strichweise über die Aecker hereinbrachen und oft in einer einzigen Nacht ein ganzes Feld so abfraßen, daß kein Körnchen übrig blieb. Die Regierung gewährte erst spät Unterstützung; die Baptistengemeinden in ganz Barma aber gedachten ihrer bedrängten Brüder treulich, so daß christliche Karenen wohl kaum Hunger starben, wenn auch unter den Heiden viel Todesfälle vorkamen. Unter den letzteren war der Jammer wirklich groß. Wie wandelnde Skelete wankten Viele aus den Bergen in die Stadt, um Speise zu betteln; ganze Dörfer begaben sich endlich auf die Wanderung. Unter all dem gieng aber die Predigt des Wortes fort und kam nicht leer zurück. „Wir sind unser 12 auf dem Weg zur Bghai-Konferenz," schrieb Miss. Bunker im Jan. 1875 mitten im Dschangel. „Noch nicht lange her, so waren meine Begleiter Heiden, konnten nicht lesen und wußten nichts von Gott und unsrem Heiland Jesus Christus. Sie waren Sklaven der Furcht, und es hätte ihnen wohl vor unsrem romantischen Lagerplatz und den riesigen Bäumen gegraut, weil sie in dieser wilden Natur die Behausung von bösen Geistern gesehen hätten, die, wenn nicht versöhnt, sie mit Krankheit schlagen würden. Jetzt glauben sie, daß Gott ihr Vater ist, und fürchten sich nicht mehr vor den in der Luft herrschenden Mächten." — Die Konferenz fand statt, und trotz der Hungersnoth trafen fast von allen Gemeinden des Bghai-Stammes Vertreter ein. Ihre Beiträge für das Evangelisationswerk waren zwar nur halb so groß wie in andern Jahren, aber ein neuer Geist des Vertrauens auf Gottes gnädige Fürsorge zeugte davon, daß die Heimsuchung nicht umsonst gewesen war. Herzerquickend lauteten namentlich die Berichte der unter den Rothkarenen (S. 92) missionirenden Nationalgehilfen. Wie nöthig wären aber auch hier mehr Schnitter für das weiße Erntefeld!

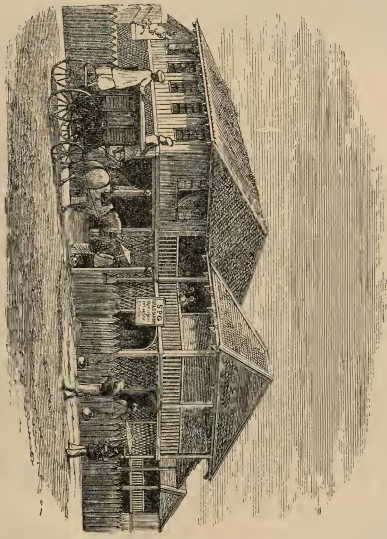
Kehren wir aus dem schönen Sitangthal an die Küste zurück, so ladet uns hier vor Allem das erst durch den zweiten englisch-barmanischen Krieg der Mission recht erschlossene Rangun zum Weilen ein, wo in 40 Jahren der Noth so viel vorgearbeitet worden war. Wie das in der Hauptstadt Britisch Barmas nicht anders zu erwarten ist, betheiligen sich hier auch Anglikaner eifrig an der Mission. Miss. Marks von der Ausbreitungsgesellschaft leitet nicht nur eine höhere Schule (St. Johns Kolleg), die von 500 Knaben aus sechs Nationen besucht wird, sondern hat neben den Barmanen und Tamilern schon auch eine bedeutende chinesische Gemeinde gesammelt, so daß der im Febr. 1878 angelangte anglikanische Bischof von Barma,

Dr. Titcomb, seine Arbeit gleich mit der Taufe von 36 chinesischen Familienvätern anfangen konnte. Außerdem sammelt sich hier auch

Ein Roth-Karene.

eine Tamil-Gemeinde. Betrübend für die Baptisten ist aber, daß der sonst redliche Miss. Trew (1871) eine Anzahl ihrer barmanischen Nationalgehilfen an sich gezogen hat, um mit ihnen seine Thätigkeit

auch auf die umliegenden Dörfer auszudehnen. In Rangun selbst hat die Ausbreitungsgesellschaft auch noch eine Mädchenschule (S. Abb.). Die amerikanische Mission hat im Bezirk von Rangun jetzt zwei blühende barmanische Gemeinden und 87 Karenengemeinlein. Ihr Hauptquartier befindet sich eine Stunde von der Stadt entfernt in dem Dörflein Kemmendein, wo ihr die Regierung mitten unter buddhistischer Bevölkerung ein Grundstück zur Errichtung eines Zayats



Missionsschule in Rangun.

für Schulen und Gottesdienste bewilligt hat. Hier befindet sich die Presse, deren seitheriger Vorstand, Miss. Benett, sich 1877 nach 50jährigem Dienst von seinem Posten zurückgezogen hat, um denselben einem jüngeren Manne zu überlassen; hier auch das theologische Seminar zur Heranbildung eingeborner Karenenprediger, das im Nov. 1877 an Dr. Binney seinen trefflichen Gründer und vieljährigen Leiter verlor.

Im J. 1807 in Boston geboren, hatte Binney schon in seiner Jugend den Herrn lieb gewonnen und seit 11 Jahren bereits das Predigtamt bekleidet, als 1843 der Ruf in den Missionsdienst an ihn ergieng, um in Barma eine theologische Schule für die Karenen zu gründen. Er eröffnete dieselbe zuerst in der Nähe von Maulmein, mußte aber wegen der leidenden Gesundheit seiner Frau schon 1850 nach Amerika zurückkehren. Abermals war er nun eine Reihe von Jahren ein reichgesegneter Prediger in der Heimat, bis 1858 zum zweitenmal der Ruf nach Barma an ihn ergieng. Im Frühling 1859 traf er wieder dort ein, verlegte das Seminar nun nach Rangun, und dießmal war es ihm vergönnt, mit kurzer Unterbrechung beinahe 16 Jahre auf seinem Posten zu bleiben. Während dieser Zeit drängte sich ihm das Bedürfniß auf, neben dem theologischen Seminar auch noch eine Bildungsanstalt zu haben, in der junge Karenen wissenschaftlich vorbereitet würden, so gründete er 1872 das Rangun „Kolleg." Aber nun brach seine Kraft zusammen. Er mußte eine Luftveränderung und Ausspannung suchen, die er im Winter 1875—76 in Italien fand. Im Sommer 1876 kehrte er nach Amerika zurück. Dort hob sich seine Kraft wieder so, daß er nochmals nach Barma aufbrach in der Hoffnung, einige karenische Bücher vollends durch die Presse führen zu können, ehe er heimgerufen werde. Es sollte nicht sein. Acht Tage, ehe sein Schiff in Rangun landete, entschlief der Greis, und seine Leiche wurde zwischen Ceylon und Barma ins Meer versenkt. — Groß war der Schmerz aller zu seiner Begrüßung herbeigeeilten Brüder, als sie im Hafen von Rangun die Trauerkunde vernahmen, und lieblich und erhebend die Gedächtnißfeier, die in der gedrängt vollen Kapelle des Seminars am folgenden Sonntag dem treuen Lehrer gehalten wurde. Alle Anwesenden mußten dabei fühlen, daß es doch etwas Schönes und Seliges ist, alle eignen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten in die Schanze zu schlagen, um sich ganz und gar dem Herrn zur Verfügung zu stellen. — Binneys Nachfolger am Seminar ist nun Dr. Smith.

Von Rangun wenden wir uns dießmal, ehe wir die Reise nach Norden antreten, zuerst noch westwärts, wo Bassein jetzt der Mittelpunkt der Mission unter den hier zwischen dem stolzen Geschlecht der Barmanen besonders zahlreich zerstreuten Karenen ist. Sie zerfällt in den durch die verschiedene Sprache getrennten Dienst an den Sgaus und an den Pwos. In ganz besonderem Maße waren hier die Sgaus, zu denen der Schall des Evangeliums zuerst drang,

darauf angewiesen, menschliche Stützen zu missen, denn ohne jede specielle Leitung eines weißen Missionars bildeten sich ja die ersten Gemeinden unter eingebornen Predigern, welch letztere dann und wann die achttägige Reise nach Sandoway unternahmen, um sich neue Unterweisungen aus der h. Schrift zu holen und damit sofort die in ihrer Pflege stehenden Seelen zu bedienen. Auch nachdem 1852 die Missionare ihren Sitz von Sandoway nach Bassein verlegt hatten, schien es vom Herrn wie darauf abgesehen, die dortigen Christen keine fortlaufende Pflege genießen zu lassen, denn der von den Sgaus als Vater geliebte und als Held verehrte Abbot mußte schon nach einem halben Jahr wegen gebrochener Gesundheit ganz nach Amerika zurückkehren; sein Mitarbeiter Beecher hielt etwas länger aus und kehrte dann nach mehrjähriger Abwesenheit auf sein Arbeitsfeld zurück. Da hat es wohl nichts allzu Befremdliches, wenn wir hören, daß mehrere von den Karenenlehrern, die 1840 in diesem Bezirk das Evangelium verkündigten, selbst wieder in heidnisches Wesen oder in Sünden der Unzucht zurückgesunken und 3 Gemeinden, die einst lieblich blühten, wegen ihrer Entlegenheit aber 20 Jahre von keinem Missionar mehr besucht worden waren, nicht mehr zu erkennen sind: die Kapelle zerfallen, die dem Namen nach noch immer christlichen Dörfer dem Trunk, der Unzucht, dem Spiel ergeben! Manches, was hier einst lebendig war, ist wieder erstorben, aber viele der Erkalteten sind auch wieder erwärmt, viele der Verirrten zurückgeführt worden. Von den 92,000 Karenen des Distrikts sind 7558 erwachsene Christen in 80 Gemeinden unter eingebornen Predigern gesammelt. Wohl sieht es unter diesen neuen Christen in mancher Hinsicht noch recht armselig aus: etwa ein Drittel von ihnen kann noch nicht lesen; kaum ein Hausvater unter zehn weiß vielleicht sein eigenes Alter und das seiner größeren Kinder genau anzugeben; kommt die Zeit, den Jahresbericht einzusenden, so zählen die Prediger und ihre Gemeindeältesten an den Fingern die vorgekommenen Geburten, Todesfälle und nöthig gewordenen Ausschließungen auf. In ihren Leistungen aber haben diese in der Erkenntniß noch so schwachen Sgaus fast alle andern Karenengemeinden überflügelt, und hierin zeigt sich auch ein Segen davon, daß sie früher als andere eine gewisse Selbständigkeit erringen mußten. Unerfahren im Handel und in andern Beschäftigungen, verdienen neunzehn Zwanzigstel von ihnen ihren Lebensunterhalt als hartbesteuerte Reisbauern, aber dennoch bestreiten sie mit Ausnahme einer kleinen, ihnen von der Regierung bisher be-

willigten Unterstützung für Unterrichtszwecke die Auslagen für alle ihre geistlichen und geistigen Bedürfnisse ohne fremde Hilfe. Für kirchliche Zwecke 23,334 M., für Unterrichtsanstalten 35,890 M., so lautet bei ihnen der letzte Jahresbeitrag. Weit hinter ihnen zurückgeblieben sind in dieser Hinsicht die Pwos, die, so lange ihr geistlicher Vater Van Meter lebte, sich nicht einmal für ihre einfachen Dorfschulen zu den nöthigen Opfern anstrengten und sich erst nach seinem Heimgang im Jahr 1870 zu größeren Leistungen aufrafften. — Barmanen haben sich im Bezirk von Bassein nur erst wenige bekehrt, aber etliche von ihnen sind Säulen der Kirche geworden. Die gegenwärtig dort stehenden amerikanischen Arbeiter sind zwei Missionare, eine Missionsfrau, eine Missionswitwe und etliche unverheirathete Lehrerinnen. Ein Glanzpunkt der Mission in Bassein ist die auf den dringenden Wunsch der Gemeinden und fast ganz durch ihre freiwilligen Beiträge zu Stand gekommene Normalschule unter Miss. Carpenters Leitung, die 1877 einen ihrer hoffnungsvollsten Zöglinge abgegeben hat, um mit Miss. Cushing und zwei frisch aus Amerika gekommenen Brüdern als Evangelist nach Bhamo zu ziehen.

Geleiten wir sie den Irawadi hinauf, um mit ihnen zunächst in Henthada etliche Stunden unter dem gastlichen Dach der dortigen Missionsgeschwister zu weilen. Miss. Thomas eröffnete im Jahr 1854 die Mission dieses Bezirks, die jetzt 1700 bekehrte Karenen neben etwa 250 glaubigen Barmanen zählt. Gerade in den letzten Jahren hat hier eine liebliche Erweckung die Herzen der neuen Arbeiter erfreut, neben denen die verwittwete Frau Thomas voll Liebe und Eifer noch eine Mädchenschule leitet. Hier hören wir auch von einer andern Missionswitwe, der wackeren Frau Ingalls, die mit ihren eingebornen Gehilfen ganz allein die südöstlich von Henthada gelegene Barmanenstation Thongzai bedient. Durch die verschiedenartigsten Anliegen werden ihr dort Leute zugeführt. Einmal kommt eine Frau, die, ohne noch vom Sünderheiland zu wissen, hofft, die Christen könnten vielleicht ihren dem Spiel ergebenen Mann von seiner bösen Gewohnheit kuriren. Ein andermal möchte sich ein Mann an sie anschließen, um den Widerwärtigkeiten zu entgehen, die er mit seinen Verwandten hat. Wieder ein Anderer will es mit der christlichen Religion probiren, weil ihm die buddhistische entleidet ist und er hofft, durch strenge Sonntagsheiligung und Verwerfung der Götzen sich den Himmel verdienen zu können. Er hat sich lange abgemüht,

seine Blumen und andere Geschenke im Tempel darzubringen und, seinen Rosenkranz betend, Gautama seine Klagen wiederholt: „Ich bin der Krankheit unterworfen, ich gehe jetzt ins Greisenalter, ich

Ein betender Buddhist.

habe den Tod zu gewarten“ (s. Abb.), aber Ruhe für seine Seele hat ihm das nicht gewährt. Wie er nun von der Nothwendigkeit eines neuen Herzens hört, meint er, da tauge er nicht für den Himmel; Frau Ingalls aber hat desto bessere Hoffnung für ihn. Dann und

wann schenkt ihr der Herr auch die Extrafreude, daß ein durch etliche christliche Schriften am Buddhismus irre gewordener Laie oder Priester bereit ist, sein Alles dran zu geben, um die Eine köstliche Perle zu erlangen. — Hauptsächlich den Barmanen gilt auch die Arbeit der Baptisten in Prome und dessen Umkreis, wo nun 225 Seelen in vier Gemeinden gesammelt sind. — In Thayet Myo, dem Grenzstädtchen gegen das nicht-britische Barma hin, findet der anglikanische Miss. Chard die Jugend beider Geschlechter sehr zugänglich für die Wahrheit, und auch in den großen umliegenden Dörfern ist es ihm schon gelungen, das Verlangen nach höherem Schulunterricht zu wecken. Der barmanische Charakter scheint hier weit mehr Geradheit, Männlichkeit und Empfänglichkeit für göttliche Dinge zu zeigen, als unter den entsittlichenden Wirkungen des großen Weltverkehrs in Rangun.

Durch Gottes sichtbare Fügung hat sich unter König Maunglau auch das seit den englischen Eroberungen der Mission verschlossene unabhängige Barma den Verkündigern des Evangeliums wieder geöffnet. Fast wie ein Märchen klang's, als 1868 die Kunde nach Europa drang, der barmanische Herrscher habe Miss. Marks von Rangun in seine Hauptstadt eingeladen mit dem Anerbieten, ihm daselbst Kirche, Schule und Missionshaus zu erbauen. Aber es verhielt sich wirklich so: ein in Ungnade gefallener Sohn des Königs war 1863 in Rangun mit Marks bekannt geworden und hatte, nachdem er wieder zu seinem Vater hatte zurückkehren dürfen, dieses Anerbieten vermittelt. Es wurde angenommen und der buddhistische Monarch hielt Wort. Nicht nur stellte er die versprochenen Gebäude her, sondern er bestritt auch die Auslagen für die von Marks eröffnete Erziehungsanstalt, in die bald junge Leute von nah und fern herbeiströmten. Am 31. Juli 1873 wurde die von einem heidnischen Fürsten erbaute Kirche (S. 99) vom Bischof von Kalkutta eingeweiht. Niemand schien dem König näher zu stehen, als sein der englischen Hofkirche angehörender „weißer Priester". Dieser aber nützte seine Zeit treulich; die Knaben wurden fleißig im Worte Gottes unterwiesen, und hundertstimmig konnte man sie zuweilen im Angesicht des Palastes des heidnischen Königs die Psalmen Davids mit ihren Weissagungen vom Sturz des Götzendienstes lesen hören. — Sechs Söhne Maunglaus hatte Marks schon neben mehreren andern Prinzen von Geblüt unter seinen Schülern gehabt, als der Monarch plötzlich seine Gesinnung gegen ihn änderte. Etliche Bekehrungen unter den Schülern ärgerten den alten Herrn dergestalt, daß Marks es zuletzt

für das Beste hielt, seinen Platz einem andern Lehrer einzuräumen. Die Schule hat unter verschiedenen Leitern manchen Wechsel gesehen

Missionskirche in Mandalay.

und mit Mühe ihr Dasein gefristet; sie zählte noch 25 Schüler, als der König (September 1878) starb. Ihm folgte sein Sohn Thi Bau Ming, ein unfleißiger, kaum je durch Preise aus-

gezeichneter Zögling dieser Schule, der jetzt so erbarmungslos als irgend ein Heide oder Türke mit seinen Brüdern aufräumte, um in der Alleinherrschaft nicht gestört zu werden. Er hat sich solche Schlächtereien erlaubt, daß derzeit eine folgenreiche Reibung mit der britischen Macht in Aussicht steht.

Von dem in seinen wechselnden Stimmungen unberechenbaren König Maunglau freundlich eingeladen, hatten inzwischen auch die baptistischen Missionare immer ausgedehntere Predigtreisen ins unabhängige Barma unternommen. Im Jahre 1868 erreichte Rose auf einer derselben zum erstenmal das bisher außerhalb alles europäischen Verkehrs gestandene Bhamo. Der Empfang von Seiten des barmanischen Gouverneurs war sehr kühl, und die Chinesen schienen beim Anblick der Missionare auch nichts weniger als erfreut von dem Gedanken, es könnten einmal englische Kaufleute den Weg hieher finden und ihnen Konkurrenz machen. Das Volk aber, sowohl Barmanen als Schans, begegnete den Fremden mit der größten Hochachtung und lauschte verlangend ihren Worten. Auch das Verlangen nach Büchern war so groß, daß die Missionare kaum Vorrath genug bei sich hatten, ihm ganz zu entsprechen. Wie allenthalben, so drängt aber auch hier die Zeit zu wirken, so lange es Tag ist. Geschäftiger als je suchen buddhistische Priester die Gebirgsstämme für ihren Glauben zu gewinnen. Französische Priester und Nonnen und italienische Jesuiten kommen in immer größerer Zahl und reichen bereits vom Herzen Barmas aus ihren Brüdern jenseits der chinesischen Grenze die Hand. Miss. Cushing ward darum überaus eifrig um einen Missionar für Ober-Barma und freute sich sehr, die im Nov. 1877 endlich aus Amerika eingetroffenen Brüder dort einzuführen. Freilich wurde einer derselben schon im März 1878 wieder von seiner Seite genommen. Welche weitere Prüfungen auch noch bevorstehen mögen, der Weg zu vielen rohen Stämmen, ja bis nach China hinein, wird ohne Zweifel dem Evangelium geöffnet und gebahnt werden.

5. Siam und Laos.

Oestlich von Barma dehnt sich das die Mitte der hinterindischen Halbinsel einnehmende Königreich Siam aus, im Norden begrenzt von der chinesischen Provinz Jünnan, und seiner ganzen Länge nach durchströmt von dem alljährlich seine Ufer überflutenden und durch den zurückgelassenen Schlamm das Land befruchtenden Menam. Thai „die Freien“ nennt sich der darin herrschende Stamm, obschon

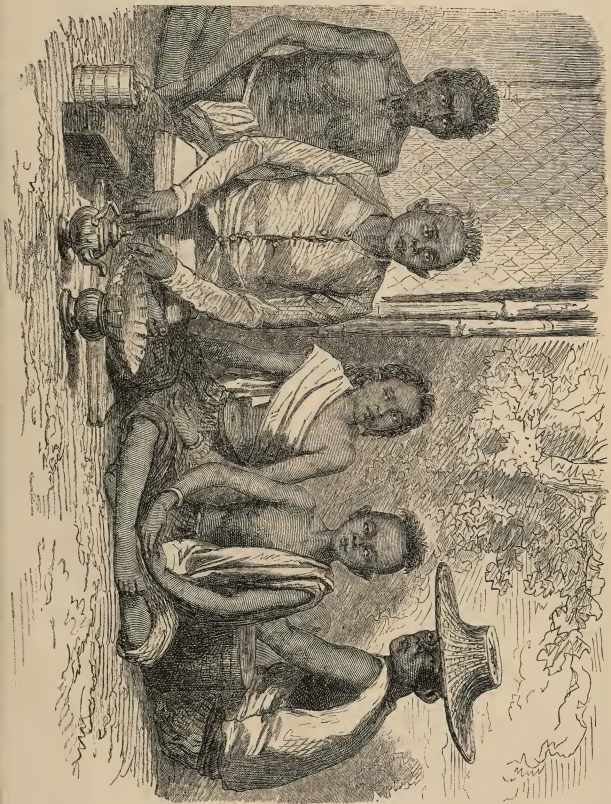
in diesem Reiche „des Höchsten der Edeln" bis vor Kurzem dem Regenten die abgöttischeste Verehrung erwiesen wurde. Mit dem Antlitz auf dem Boden liegend, ohne den Blick zur geheiligten Majestät des Herrschers zu erheben, blieben dem von Gold und Edelsteinen funkelnden Thron gegenüber selbst die Würdenträger des Reichs niedergeworfen, solang die Audienz währte, bis der Vorhang vor dem mit Diamanten besäeten König vorgezogen wurde. Sein Name war zu heilig, um erfahren zu werden, nur mit einem seiner zahllosen Prunktitel durfte er genannt werden. Seine Fürsten hieß er seine „edeln Hunde," „erlauchte Ratten." Jedoch war „dem Herrn des Lebens" durch das Hofceremoniell urkundlich vorgeschrieben, wie er sein ganzes Leben einzurichten, wie lange er täglich in den Reichs-Gesetzen und Geschichten zu studiren, wie viele und wem er Audienzen zu ertheilen habe. Eine strenge Rangordnung geht noch immer von den höchsten Prinzen durch die verschiedenen Beamtenklassen bis zu den untersten Stufen der Sklaven hinab und für alle Gewerbszweige bestehen Monopole, durch welche die niedern Klassen entsetzlich beengt werden. Ein Drittheil des Volks fristet sein Leben in drückendster Leibeigenschaft; der Tageslauf der meisten Freien ist, seine Frau für sich arbeiten zu lassen und selbst — der Wollust und dem Trunk ergeben, von Tabak und Opium betäubt — sorglos dahin zu leben, soweit nicht Spielen und Betrügen eine Unterbrechung bringt. Die zahlreichen Buddhisten-Priester ertheilen einen nothdürftigen Elementarunterricht. Im Körperbau wie in der Sprache der Siamesen prägt sich deutlich die fortwährende Vermengung mit indischem, malaiischem und chinesischem Blut aus.

Neben 2 Millionen Thais besteht die Bevölkerung des Landes aus je 1 Million Malaien, Chinesen und Lao und $^1/_3$ Million Kambodschaner, wozu noch Bergvölker wie Karenen und Schans kommen. Stammsitz der rührigen, aber auch treulosen, durch Spielwuth und Raubluft berüchtigten Malaien ist die Halbinsel Malaka in deren nordöstlichem Theil Siam einige Schutzstaaten besitzt, während im Süden 6 unabhängige malaiische Fürsten herrschen und der Westküste entlang England seine sogenannten „Straßenansiedlungen" gegründet hat, unter denen die an der Südspitze gelegene Insel Singapur den ganzen Handel zwischen Indien und China beherrscht. Chinesische Einwanderer haben sich schon in dem Maße mit den Thais vermischt, daß man mit Wahrscheinlichkeit der Zeit entgegen sieht, da die letzteren, als das schwächere Geschlecht, aussterben und den Chinesen oder Halbchinesen das Land überlassen werden.

Sehr vortheilhaft unterscheiden sich von den kleinen kriechenden Siamesen schon durch ihre kräftigere Körperbildung und mehr noch durch ihr freies, männliches Wesen die Lao (S. 103), von denen eine Million innerhalb der Grenzen des eigentlichen Siam, und eine andre in dem nördlich angrenzenden Schutzstaat Laos wohnt.

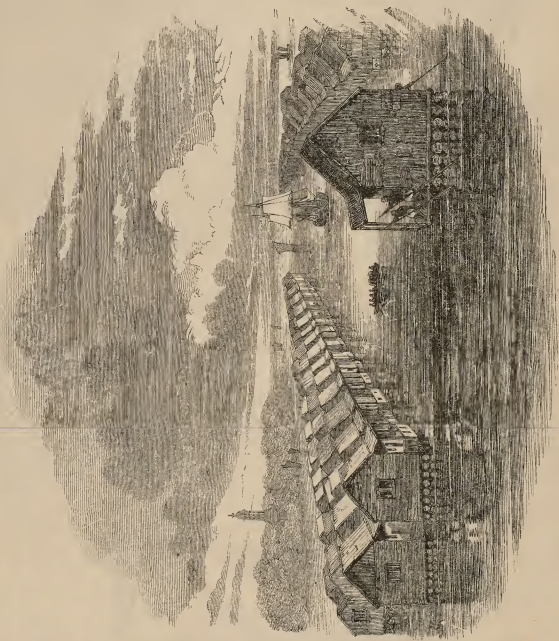
Nicht leicht wird man anderswo eine so seltsame Mischung von Despotismus und Freiheit finden wie in diesem letzteren. Wie das ganze Land, so hat auch jeder Einzelne seinen Schutzherrn, dem er von Zeit zu Zeit seine Aufwartung zu machen und ein kleines Geschenk zu überbringen hat; auch muß er, wenn derselbe irgend eine dringende Arbeit hat, ihm vorübergehende Dienste leisten. Doch hat Jeder volle Freiheit, seinen Beschützer zu wechseln, wenn er sich gedrückt fühlt. Die Folge davon ist, daß die menschenfreundlichsten, wohlwollendsten Prinzen und Prinzessinnen die meisten Untergebenen haben, vorausgesetzt, daß sie mächtig genug sind, dieselben zu beschützen. Sehr oft herrscht in diesem Verhältniß viel gegenseitige Anhänglichkeit; die Prinzen heißen ihre Untergebenen ihre „jüngeren Brüder," die Lehenspflichtigen ihre Herren vielfach „Vater". Ungemein wohlthuend fällt allen Kennern des Morgenlandes beim Eintritt in Laos auch die Freiheit und Achtung auf, welche das weibliche Geschlecht hier genießt. Oft machen die Frauen und Töchter statt der Männer und Väter Anstands- oder Geschäftsbesuche; besonders bei Prinzessinnen kommt dieß häufig vor.

Als im Jahre 638 n. Chr. mit der Einführung des Buddhismus als Staatsreligion die Aera begann, nach welcher die Siamesen ihre Jahre zählen, lag die Residenz am obern Menam im Laoslande; vor den aus Nordwesten nachdrängenden Barmanen wurde sie aber immer weiter nach Süden, im J. 1350 nach Ajuthia, 25 Stunden von der Mündung des Stromes verlegt. Mit China wurde ein freundschaftliches, tributpflichtiges Verhältniß unterhalten, dagegen war Siam vom 14.—17. Jahrhundert in unaufhörlichem Krieg mit Barma, zeitweise auch mit Malaka begriffen. Im Innern folgte Revolution auf Revolution, nirgends war wohl die Thronfolge so ungeregelt wie hier. Im J. 1766 wurde Siam vom König von Awa verwüstet, 1769 aber dessen Heer von dem Chinesen Phyatak vertrieben, der, ursprünglich Kaufmann, dann Gouverneur der Nordprovinz und wegen seines Wohlwollens beliebt, sich selbst auf den Thron setzte und das am Menam-Delta gelegene, theilweise auf Flößen erbaute Bangkok (S. 104) zur Residenz erhob. Als König



grausam geworden, fand Phyatak seinen Tod durch die Hand seines Generals Schakri, welcher 1782 die Herrschaft an sich riß und die

heute noch regierende Dynastie begründete. Eine Schreckensherrschaft führte Schakris Sohn Phindin-Klang von 1809—1824; nach dessen Tode bemächtigte sich ein älterer Halbbruder des rechtmäßigen Thronerben der Regierung und behauptete dieselbe bis zu seinem Ende im J. 1851, während jener, in einem Kloster verborgen, fleißig



Bangkok

studirte. Dort machte Maha Mongkut die Bekanntschaft einiger seit 1833 ins Land gekommenen amerikanischen Missionare, lernte Englisch von ihnen und hörte so mancherlei über die Nationen des Westens, daß er gerne in erweiterten Verkehr mit ihnen trat, als er

Somdetsch Tschaufa Chulankorn.

1851 endlich den Thron bestieg. Bekannt ist, wie dieser strebsame Fürst an den Folgen einer zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß

des Jahrs 1868 unternommenen Reise starb. Das Evangelium hatte er zwar kennen gelernt, aber nie geliebt; einmal setzte er in einem Brief an einen Missionar hinter seine Unterschrift sogar die Worte: „Ihr Freund, aber ein gründlicher Hasser des Christenthums." — Eine entscheidende Wendung in der Geschichte Siams begann mit der Thronbesteigung des jetzigen Königs Sombetsch Tschaufa Chulankorn (S. 105), der durch eine Engländerin erzogen, von einem Besuch in Java und einer Reise nach Kalkutta eine Menge neuer Ideen nach Hause brachte, die zu verwirklichen er eifrig bemüht ist, seit er 1873 die Großjährigkeit erlangt hat. Entschiedene Fortschritte sind außer einer freieren, menschenwürdigeren Hoffitte und der Beschränkung der Sklaverei die Einführung einer neuen Bauart für öffentliche Gebäude unter der Leitung eines europäischen Architekten, die Anregung einer Drahtverbindung mit der übrigen Welt und der Ausbeutung der Goldminen unter Verwendung europäischer Maschinen und Ingenieure.

Die katholische Kirche, deren erste Boten sich vor mehr als 200 Jahren in Siam einfanden, hat dort über 7000 Bekenner; erst im J. 1828 betraten auch einige evangelische Missionare das Land. Es waren Gützlaff und Tomlin, welche in einer chinesischen Barke in Bangkok anlangten. Doch ließen sie sich nicht bleibend da nieder, und die Sendboten von drei amerikanischen Gesellschaften, die seit 1833 ausrückten, um dieses Feld zu besetzen, wurden durch Krankheit wieder und wieder zur Rückkehr in die Heimat genöthigt. Gearbeitet wurde deßhalb aber doch. Die Missionare hielten Schule, beriethen die Kranken, schrieben Traktate und übersetzten Theile der h. Schrift, welche durch die Presse vervielfältigt ihre Wanderung in die siamesischen Häuser und Hütten antraten. Dr. Dean war einer der Ersten, die im Auftrag der Baptisten ihre Arbeit in Siam begannen und vertritt sie nun schon seit längerer Zeit allein. Er hat sich hauptsächlich den Chinesen zugewandt, deren er in 40jährigem Dienst 500 taufen und in 7 Gemeinden sammeln durfte. In Ermanglung von Mitarbeitern bemüht er sich, aus den Bekehrten selbst Prediger heranzubilden, von denen zwei nun in der Arbeit stehen und von ihren Gemeinden unterhalten werden. — Den Baptisten folgten in den Jahren 1834—50 Bostoner Missionare, die sich in der Folge wieder aus dem undankbaren Arbeitsfeld zurückzogen. Unermüdet aber wirkte unter allen Entmuthigungen der energische Missionsarzt Bradley fort, zuletzt als Freimissionar, in welcher Eigenschaft er

1860 seine vier Erstlinge taufen durfte. Was die Zahl der Bekehrungen betrifft, hat er während seines 39jährigen Dienstes nur wenig Frucht seiner Arbeit sehen dürfen; an seinem Todestag aber äußerte ein siamesischer Edelmann: „Dr. Bradley hat den Buddhismus in Siam untergraben."

Daß sich wirklich in dem für alles Göttliche und jedes ernstere Streben fast beispiellos abgestumpften Volk etwas Neues anbahnt, dürfen neuerdings die seit 1847 gekommenen Presbyterianer erfahren. „Wie anders sieht's doch heute in Siam aus, als beim Beginn unsrer Arbeit", ruft darum voll Dank einer der jetzigen Missionare aus. „Damals war der König den Missionaren feind und wollte sie nicht in seinem Lande dulden; sie konnten weder Häuser miethen noch Bauplätze kaufen. Die Lehrer wurden verhaftet und ins Gefängniß geworfen, ihre Diener verließen sie aus Furcht; Niemand wollte in irgend einen Verkehr mit ihnen treten. Jetzt ist der König freundlich gesinnt, und was mehr ist als das, manche Herzen öffnen sich dem Worte Gottes." — Viele der jüngeren Prinzen und Edelleute scheinen den Glauben an den Buddhismus verloren zu haben; unter allen Klassen ist ein gewisses religiöses Interesse erwacht. Die Nachfrage nach christlichen Büchern, namentlich nach vollständigen Bibeln wächst. Die höhern Stände beginnen zu schätzen, was die Missionare für den Jugendunterricht zu thun suchen; vielleicht ist Siam das einzige nicht-christliche Land, in dem die Regierung und der Adel willig sind, für christliche Schulen beizusteuern.

Zwölf Arbeitsjahre der presbyterianischen Mission verstrichen, bis 1859 der erste Siamese sich bekehrte. Nach einiger Zeit folgten zwei andere nach. Nach längerem Harren wurde 1863 die erste siamesische Frau getauft; im letzten Rechnungsjahr allein dagegen 52 Personen. Durchschnittlich fanden sich 1878 etwa 120 regelmäßige Hörer des Worts in der presbyterianischen Kapelle in Bangkok ein und einige Gemeindeglieder opferten beinahe den zehnten Theil ihres Einkommens, um einen eingebornen Prediger in der früheren Hauptstadt Ajuthia zu unterhalten. Das ist doch eine wirkliche Lebensregung unter Todtengebeinen.

Ein lieblicher Anfang war den Missionaren 1861 in dem 30 Stunden südwestlich von Bangkok am Golf von Siam gelegenen Städtchen Petschaburi beschеert. Dort fanden sie nämlich bereits einen Siamesen vor, der aus den christlichen Büchern seines heidnischen Vaters mit dem Evangelium bekannt geworden war und schon seit

4 Jahren nur Gott in Christo anbetete, auch sein Söhnlein das Vater Unser und die 10 Gebote gelehrt hatte und unter dem Spott der Nachbarn ringsum seinen Glauben verkündete. Im J. 1878 waren dort 100 Getaufte und durchschnittlich 150 Hörer des Worts. Es ist erstaunlich, welch offenes Verständniß für die Wahrheit der Missionar in den wat oder Klöstern findet, die er von Petschaburi aus besucht, aber Wissen und Thun sind bei der Mehrzahl, leider! sehr verschiedene Dinge. Die lange Gewohnheit, ohne fühlbaren Schaden den Vorschriften ihrer eignen Religion zuwider zu leben, macht sich bei den meisten Siamesen auch geltend, wenn das Evangelium mit seinen Forderungen an sie herantritt. Doch führt derselbe Geist, der jenem Erstling das Herz aufgethan hat, auch jetzt noch diese und jene Seele ihrem Heiland zu. So wurde 1877 Nai Yu, der frühere Buddhistenprediger eines Nachbardorfs, getauft. Er hörte zuerst etwas von der in Jesu geoffenbarten Liebe Gottes durch einige Gemeindeglieder von Petschaburi, die ihre in jenem Dorf wohnenden Angehörigen besuchten. Die frohe Botschaft zündete sofort in seinem Herzen. Kurz darauf trat er aus dem Priesterstand aus, fieng an die Kapelle in Petschaburi zu besuchen und empfieng die h. Taufe als der erste, den der Zug des Vaters zum Sohne unmittelbar aus den Reihen der Priesterschaft dem Reiche Christi einverleibt hatte.

Ein besonderes Anrecht auf unsre Theilnahme hat aber die jüngste Gemeinde in Tschiengmai, der Hauptstadt des bergumkränzten Schutzstaates Laos. Dorthin drangen 1867 die ersten Missionare vor, nachdem einer derselben sich dem König von Laos bei dessen Huldigungsbesuch in Bangkok vorgestellt und eine freundliche Einladung erhalten hatte mit dem Versprechen eines Grundstücks und des nöthigen Bauholzes. Sie überzeugten sich bald, daß sie es hier mit einem charaktervolleren Völklein zu thun haben, und schnell füllten sich ihre Wohnungen mit Leuten, die gerne den lieblichen Tönen der Musik und den Worten der Wahrheit lauschten, die es darin zu hören gab. Schon nach zwei Jahren durften sie in dem königlichen Beamten Nan Tschai eine köstliche Erstlingsfrucht taufen; vier Andre folgten bald seinem Beispiel, und aus weiter Ferne schon führte ein Zug des Geistes Leute herbei, als der launische alte König plötzlich eine Empörung darin sah, daß einige seiner Diener die Landesreligion verließen. Unter dem Vorwand, sie haben sich einer für den König zu leistenden Arbeit entziehen wollen, wurden am 13. Sept. 1869 Nan Tschai und der gleich edle Noy Sunya durch Bewaffnete

in ihren Häusern abgeholt und zum Gouverneur geführt, der sie fragte, ob es wahr sei, daß sie die Religion der Fremden angenommen haben. Auf ihr einfältiges „Ja" erfolgte sofort ihr Todesurtheil, das nach 20stündigen vorausgegangenen Qualen Tags darauf in einem abgelegenen Winkel des nahen Waldes vollstreckt wurde. So heldenmüthig aber litten die beiden Männer, die durch das Betreten des schmalen Pfades so bald die Märtyrerkrone finden sollten, und so inbrünstig betete Nan Tschai noch mit lauter Stimme, daß auch entschiedene Feinde die Thränen dabei nicht zurückhalten konnten.

Kurz darauf starb der König selbst. Bei einem Besuch, den er seinem siamesischen Oberherrn abzustatten hatte, gefährlich erkrankt, bestand er darauf, in einem Zustand, worin er noch der größten Ruhe und sorgsamsten Pflege bedurft hätte, die Bootfahrt heimwärts anzutreten. Zu schwach, um den Stoß der Ruder zu ertragen, ließ er das Boot, in welchem er sich befand, von einem größeren ins Schlepptau nehmen. Hilflos wie ein Kind lag er da, und die langsame Fahrt glich fast einem Leichenzug. Von Tag zu Tag wurde seine Hoffnung auf Wiedergenesung schwächer. Ihm war als spüre er, wie die abgeschiedenen Geister, deren Ruhe er in diesem oder in einem früheren Dasein vielleicht durch Neid oder Haß gestört habe, jetzt kämen um ihn abzuholen. Er sandte einen Eilboten an seine Fürsten voraus, damit das Volk durch Opfer und Gebete die beleidigten Geister zu versöhnen suche. Umsonst! Auf heißer Ebene, wo nur ein Schirm ihn vor der Sonnenglut schützte, kam sein letzter Augenblick, und der Palankin, mit dem er beim Eintritt in sein Land das Boot vertauscht hatte, wurde zu seinem Sterbebett. Die neue Regierung sagte den Christen volle Duldung zu, und die nach der Bluttaufe ihrer beiden Brüder geflohenen Christen kehrten aus ihren Verstecken zurück. Ein Missionsarzt, der den Missionaren Mac Gilvary und Wilson zur Hilfe gesandt wurde, half mit, dem Evangelium neue Freunde zu gewinnen, und im Sept. 1877 konnten sie schreiben: „Beim Rückblick auf die verflossenen 11 Jahre dürfen wir wohl sagen, daß keines durch einen so gesunden, steten Fortschritt bezeichnet war wie das letzte. Dieser Fortschritt hat nicht den Charakter einer plötzlichen Bewegung gehabt, sondern den des langsamen Wachsthums einer guten Saat in wohlbewässertem Boden. Wir haben im Ganzen nur 21 Kommunikanten; diese Zahl gibt indeß keinen richtigen Begriff von der Tragweite der uns geschenkten Erfolge. Unter den Neugetauften des letzten Jahres sind 8 Hausväter aus ebenso vielen ver-

schiedenen Dörfern, und einige von ihnen haben ausgebreitete Familienverbindungen. Sie gehören sämmtlich zum besten Material, aus dem eine Gemeinde gebildet werden kann. Wir hoffen, die Laos-Christen werden tüchtige Arbeiter; mehrere von ihnen sind in ähnlicher Weise gesammelt worden, wie einst die Jünger unseres Herrn, indem ein Bekehrter zu einem Freund oder Bruder sagte: „Komm und sieh, wie große Dinge der Herr an mir gethan hat. Wir haben nichts um und an uns, was Aufmerksamkeit erregen und die Leute anziehen könnte, als das verkündete Wort. Unser Kirchlein ist ein Bambu-Schuppen, des Zweckes unwürdig, dem er dient. Wir haben aus Mangel an einem Vorsänger unsern Gottesdienst gewöhnlich ohne irgend einen Versuch zum Singen beginnen und uns damit begnügen müssen, ein Loblied vorzulesen. Wir haben weder Presse noch Schule. In den ersten sieben Monaten des abgelaufenen Jahres kamen uns dagegen Dr. Cheeks medizinische Kenntnisse zu statten, und das ganze Jahr hindurch der Beifall, welchen Chinin und andere Arzneimittel erlangen können, auch wenn sie nicht von Fachmännern gereicht werden. Das Sumpffieber hat in manchen Gegenden fast den Charakter einer Pestilenz angenommen. Dieß führt uns die Leute zu und gibt uns täglich Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden, während alle unsre für Kranke verfügbaren Räume mit Patienten angefüllt sind, die innerhalb des Missionsgehöftes behandelt werden wollen. Außer der Liebe, welche uns dieß erwirbt und der Gelegenheit, die es uns verschafft, das Evangelium zu verkünden, untergraben unsre Arzneien, mehr als es bisher irgend etwas anderes gethan hat, den im Schwang gehenden Geisterdienst. Viele machen sich jetzt ganz offen lustig über ihre eignen Doktoren, deren Behandlung sie sich vor Kurzem noch ehrfurchtsvoll unterwarfen. Obwohl wir außer unsrer von 20 Alten und Jungen besuchten Sonntagsschule keine regelmäßige Schule hatten, haben wir doch auch in Betreff der Erwerbung von Kenntnissen schöne Erfolge sehen dürfen. Wir suchten alle, die in unsern Bereich kamen, zu überreden, das siamesische Alphabet zu lernen. Das thaten denn fast alle, die sich für unsere Lehre interessirten. Dann gaben wir ihnen eines der Evangelien oder den kleinen Katechismus in die Hand und erklärten ihnen den Sinn desselben, während sie darin lesen lernten. Dieser Art des Unterrichts wahrheitssuchender Seelen habe ich selbst einen guten Theil meiner Zeit gewidmet und bin darin treulich unterstützt worden von einem eingebornen Christen. Ueber zwanzig Personen haben so fließend lesen gelernt und andre sind noch damit beschäftigt."

Dann schien es aber, als ob der Feind alle Hebel in Bewegung setzte, seine Burg zu vertheidigen, indem plötzlich wieder etwas vom alten Verfolgungsgeist erwachte. Ein merkwürdiges Zeugniß für den Eingang, den das Evangelium bereits gefunden hat, ist es gewiß, daß die Königin eine der Missionsfrauen versicherte, sie und ihr Mann würden das gewünschte Toleranzedikt gern gewähren, die andern Regierungsbeamten aber mißbilligen ihre liberalen Ansichten und werfen ihnen vor, sie geben die väterliche Religion zu leichten Kaufes hin. Ganz offen gestand sie dabei, daß wohl das halbe Volk zum Christenthum übertreten würde, wenn gar keine Gefahr mehr damit verbunden wäre. Schneller aber, als man irgend erwarten konnte, ist nun das Toleranzedikt erlassen worden, und es gewährt sogar, was man nicht zu bitten wagte, Freiheit von Frohnarbeit am Sonntag. Freilich ist es kein Erlaß des Laos-Königs, sondern eine Proclamation des Stellvertreters der Siamschen Majestät am Hofe von Tschiengmai (8. Okt. 1878), und zu viel Wirkung darf man davon nicht erwarten; denn das Volk hört doch am liebsten auf den nahen, den eigenen Fürsten, während Bangkok weit abliegt. Allein die Duldung besteht nun einmal zu Recht. Gott stärke diese hoffnungsreiche Saat und bewahre sie vor einem allzu heftigen Sturme!

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

I. Ceylon 3

1. Die Bevölkerung Ceylons und ihre Religionen 5

2. Wanderungen im singalesischen Süden 17

II. Hinterindien 43

1. Barma 45

2. Adoniram Judson 62

3. Wunder der Gnade unter den Karenen 69

4. Tage der Sichtung und Bewährung 84

5. Siam und Laos 100

E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei.

1957 K 4551 J

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Siebentes Heft.

Ceylon und Hinterindien.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard - Euroskala Offset